

Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte
Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden
Band: 40 (2023)

Artikel: Gewölbebau der Spätgotik in Graubünden 1450-1525
Autor: Maissen, Manuel
Kapitel: 4: Vorabend der Reformation
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1043629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

4. Vorabend der Reformation

4.1. Neue Dynamik im frühen 16. Jahrhundert

4.1.1. Konjunktur und Ende der Baubewegung (1507–1525)

Der Übergang von der zweiten zur dritten und letzten spätgotischen Bauphase in Graubünden orientiert sich an der Vollendung der Bauarbeiten an der ref. Kirche von Thusis und wird in der vorliegenden Arbeit somit zeitlich in die Jahre 1506 und 1507 gelegt. Damit reicht das Wirken von Meister Andreas Bühler noch in dritte Phase der Baubewegung hinein, wobei die Anzahl der ihm zugeschrieben Sakralbauten nun abnimmt. In den Zeitraum der dritten Phase fallen insgesamt noch drei Kirchen, die gesichert Meister Andreas zugeschrieben werden können: die ref. Kirche St. Martin in Zillis (1509), die ref. Kirche St. Johann in Safien (1510) und die ref. Kirche St. Martin in Flims (1512), deren Langhausgewölbe nicht mehr erhalten ist. Zugeschrieben wird Meister Andreas ebenfalls noch der Neubau der kath. Kirche Sogn Luregn in Surcasti (1520), die im Chor zwar noch ein Sterngewölbe zeigt, ansonsten aber stark barockisiert wurde. Das Fehlen jeglicher Inschriften und Steinmetzzeichen sowie der grosse zeitliche Abstand zum letzten gesichert zugeschriebenen Sakralbau lässt diese Zuschreibung indes eher unrealistisch erscheinen. Da eindeutige Quellen zum Tod von Andreas Bühler fehlen, können jedoch weitere, unter seiner Leitung ausgeführte Kirchen nach 1512 auch nicht mit letzter Sicherheit ausgeschlossen werden.

Im Gegensatz zur ersten und zweiten Bauphase, die stark von einem einzelnen Meister beeinflusst worden waren, entstand in der dritten Phase eine eigene Dynamik, die von verschiedenen namentlich bekannten und unbekannten Meistern geschaffen wurde. Diese neue Dynamik im spätgotischen Bauwesen führte im frühen 16. Jahrhundert nochmals zu einem Anstieg der Bautätigkeiten, die sich nun jedoch nicht mehr in einzelne Zentren zusammenfassen lassen, sondern sich über das ganze Gebiet des heutigen Kantons Graubünden verstreuen (Abb. 150). Dieses rückblickend letzte Aufgehen des spätgotischen Bauwesens wurde dabei nur durch den Pavierzug der Eidgenossenschaft (1512) und durch die Eroberungen der Drei Bünde im Veltlin

und in Chiavenna unterbrochen. Obwohl die auf die Italienfeldzüge folgende Zeit von einer sich formierenden Bauernbewegung und dem früh im Freistaat der Drei Bünde aufkeimenden Reformationsgedanken geprägt war, erholte sich das Bauwesen erneut und brachte nochmals einige der schönsten spätgotischen Kirchen in Graubünden hervor. Die dritte Bauphase könnte somit auch als zwei Teilphasen vor und nach dem eidgenössischen Pavierzug betrachtet werden, wobei am Übergang dieser zwei Abschnitte mit der Kirche St. Martin in Flims treffenderweise ebenfalls der letzte gesichert Meister Andreas zugeschriebene Sakralbau stehen würde.

Die spätgotische Bauphase kam in den frühen 1520er Jahren allmählich zu einem Ende, also kurz bevor Johannes Comander seine Predigerstelle in Chur antrat und die Reformation im Bistum Chur ihren Anfang nahm. Das Ende der spätgotischen Bautätigkeiten darf jedoch nicht allein auf die Reformation zurückgeführt werden, sondern ist vielmehr als Summe verschiedener aufeinandertreffender Faktoren aufzufassen. Die Ereignisse am Vorabend der Reformation, die zu den beiden Illanz Artiklebriefen führten und sich schliesslich im ersten Müsserkrieg entluden, begannen bereits mit dem eidgenössischen Pavierzug während der Mailänderkriege und sorgten nach 1515 für eine angespannte politische Lage in den Drei Bünden. Der triftigste Grund für das Ende der spätgotischen Bautätigkeiten war jedoch wohl der fehlende Bedarf nach weiteren Kirchen, wie Nott Caviezel bereits treffend geschrieben hat: «Wir dürfen nicht darüber hinwegsehen, dass der bündnerische Freistaat inzwischen derart mit Neubauten aufgerüstet hatte, dass entsprechend auch das potenzielle Bauvolumen ganz einfach nicht mehr vorhanden war.»¹

Das fehlende Bedürfnis nach weiteren Kirchen zeigt sich deutlich im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts: Auf die Reformation folgte eine lange Stille im Bauwesen, die im späten 16. Jahrhundert nur durch den Neubau der ref. Kirche von Ardez (1577) und einzelner kleiner Kapellen in Tarsasp (1567), St. Maria auf dem Lukmanier (1577),

¹ CAVIEZEL (2006), S. 218.

Villa (1587) sowie in Dèl und Salaschigns (um 1595) durchbrochen wurde.² Im 17. Jahrhundert entstanden dann zuerst in den von der Spätgotik wenig berührten Regionen wie dem Misox oder dem Puschlav wieder grössere Neubauten; erst mit dem Ende der Bündner Wirren (1618–1642) stieg die Nachfrage sowohl nach katholischen als auch nach reformierten Sakralbauten wieder und eine neue Baubewegung konnte sich entfalten.

Die Abfolge und Intensität einzelner Bauepochen kann somit zwar von tiefgreifenden politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen ausgelöst oder beeinflusst werden, folgt aber noch stärker «rhythmischem Wellen».³ In Graubünden ereigneten sich diese intensiven Bauwellen im ausgehenden ersten Jahrtausend, in der Hochromanik, dann wieder in der Spätgotik und danach erneut im Barock ab der Mitte des 17. Jahrhunderts – solche Bauwellen können auch in anderen mitteleuropäischen Regionen beobachtet werden, beispielsweise in Süddeutschland oder in Teilen Österreichs. Der in Graubünden festzustellende kirchliche Bauboom zwischen 1450 und 1525 war somit eine logische Konsequenz der vorangehenden zwei Jahrhunderte des Stillstands, während das Ende der Bautätigkeiten vor allem die Folge des vollständig ausgeschöpften kirchlichen Bauvolumens war. Letztlich wurden die Kirchenbauten meist von den Kirchengemeinden und nur selten vom Bistum finanziert, weshalb der eigentliche Einfluss der Reformation auf den Niedergang der kirchlichen Bautätigkeiten im 16. Jahrhundert nicht massgeblich war.

4.1.2. Bernhard von Puschlav

Wie schon angesprochen entwickelte sich im frühen 16. Jahrhundert eine neue Dynamik, die von jungen Baumeistern getragen wurde, die teilweise aus dem direkten Umfeld von Meister Andreas Bühler entsprangen. Einige dieser letzten Baumeister und Steinmetze lassen sich nur durch kurze Einträge im bischöflichen Fiskalbuch⁴ überhaupt schriftlich fassen, weshalb abgesehen von den ausgeführten Bauwerken nur wenige Aussagen zur Herkunft und zu den Hintergründen dieser Meister gemacht werden können.

² POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 154.

³ Ebd., S. 152.

⁴ MAYER (1889), S. 241–242.

Der aktivste Baumeister der dritten Generation war ein gewisser Bernhard von Puschlav, dessen Steinmetzzeichen erstmals in der ref. Kirche von Scharans im Chorschluss unterhalb der Meisterinschrift von Steffan Klain auftaucht (vgl. Abb. 47). Das Steinmetzzeichen von Bernhard ist dabei eine direkte Abwandlung desjenigen von Meister Steffan, weshalb Bernhard wahrscheinlich seine Lehre zum Steinmetz bei Meister Steffan begann. In der Folge schloss sich Bernhard aber dem Baurupp von Andreas Bühler an und gelangte so gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch nach Poschiavo, um wahrscheinlich am Bau der Stiftskirche mitzuwirken – Poeschel vermutet, dass Bernhard danach im Puschlav ansässig wurde und so seinen Namenszusatz bekam.⁵ Seine Mitarbeit an der Stiftskirche kann weder durch Inschriften noch Steinmetzzeichen belegt werden, jedoch tauchen bestimmte Motive, wie der gemalte Dachfries und das Rundfenster in der Westwand, in seinen später eigenständig ausgeführten Bauten wieder auf, was bereits Nott Caviezel bemerkt hat.⁶ Möglicherweise blieb er zusammen mit Meister Sebold Westtolf in Poschiavo zurück, um das Langhaus zu vollenden, und arbeitete danach als selbstständiger Meister im Engadin weiter.

Seinen ersten eigenen Auftrag erhielt Meister Bernhard in Chamues-ch, wo er sich für den Umbau der ref. Kirche San Andrea (1505) verantwortlich zeigte (Abb. 151). Bereits 1470 wurde die romanische Kapelle verlängert und verbreitert, wobei das Kirchenschiff noch durch eine Holzdecke abgeschlossen wurde. Der zweite Umbau durch Meister Bernhard bestand somit aus der nachträglichen Einwölbung der Kirche. Meister Bernhard quittierte seine Arbeit mit einer Inschrift im Langhausgewölbe (vgl. Abb. 151): «1505 per me magistrum Wernardum de Puschlafs». Obwohl Poeschel die Qualität und Präzision der Arbeiten von Meister Bernhard bemängelte und die Gewölbefiguration als «primitiv» bezeichnete,⁷ ist die Kirche San Andrea aus mehreren Gründen interessant. Hier findet sich wohl der einzige nachträglich eingewölbte Chor, wobei nicht sicher belegt werden kann, ob der Chorraum aus romanischer Zeit oder vom ersten spätgotischen Umbau im Jahr 1470 stammt. Ein Merkmal, das möglicherweise auf eine vor die Spätgotik zurückgehende Bausubstanz hinweist, ist dabei der gerade hintermauerte Chorschluss

⁵ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 98.

⁶ CAVIEZEL (2006), S. 237.

⁷ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 98.



Abb. 151: Innenansicht der ref. Kirche San Andrea in Chamues-ch.



Abb. 152: Aussenansicht der ref. Kirche San Andrea in Chamues-ch mit Blick von Norden auf den gerade hintermauerten Chor – rechts im Bild die typischen abgesteppten Strebepfeiler am Langhaus.

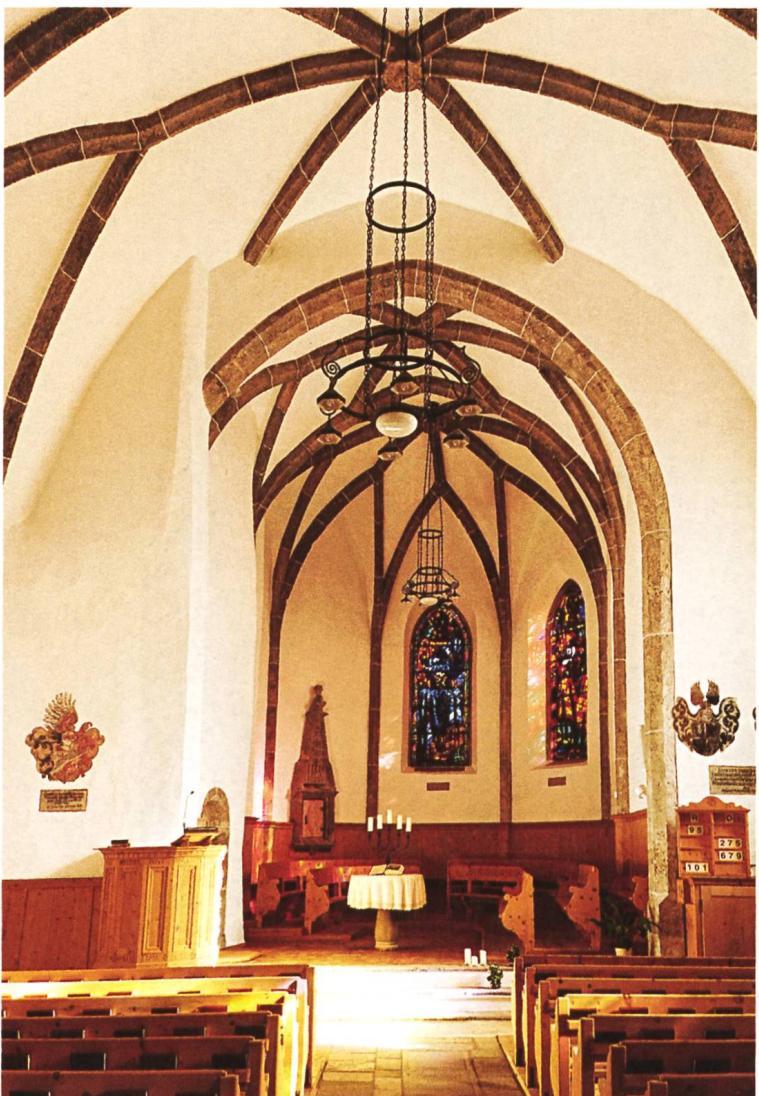


Abb. 153: Innenansicht der ref. Kirche San Luzi in Zuoz mit dem in den Chorraum ragenden Turm.

(Abb. 152). Gerade hintermauerte Chorräume und Apsiden tauchten in Graubünden bereits im Frühmittelalter auf und hielten sich bis in die Hochromanik, verschwanden nach dem Bau der Churer Kathedrale jedoch aus dem Repertoire.⁸ Die vom bestehenden Chor vorgegebene Form führte jedenfalls zu einer eigenwilligen Einwölbung, wofür Meister Bernhard eine Rautenfiguration wählte, die eigentlich nur auf einem rechteckigen Grundriss funktioniert – die gleiche Rippenfiguration verwendete er auch für das Gewölbe im Langhaus. Die Wahl dieses Rautenmusters führt dazu, dass die Rippen im Chor nicht aus Diensten entspringen, sondern direkt aus der Wand (vgl. Abb. 151), was sehr flache Gewölkappen ergibt, deren horizontaler Schub somit auf die ganze verfügbare Wandfläche verteilt wird. Die Wahl und Ausführung des Chorgewölbes sollte daher nicht als Fehler oder gar Unfähigkeit von Meister Bernhard gesehen werden, sondern als bewusste Entscheidung, die auf ein profundes bautechnisches Wissen schliessen lässt – dies wird auch in seinen anderen Kirchenbauten offensichtlich. Ein weiteres interessantes Merkmal sind die äusseren Strebepfeiler (vgl. Abb. 152), deren abgesteppte Form ein direkter Verweis auf die Stiftskirche von Poschiavo ist. So findet sich ausserdem an der südwestlichen Ecke des Langhauses sogar ein schräggestellter Strebepfeiler, womit noch ein weiteres Detail nach Poschiavo und auf die Mitarbeit von Meister Bernhard am Bau der Stiftskirche verweist.

Von Chamues-ch aus führte Meister Bernhards Weg nach Zuoz, wo er mit dem Umbau der ref. Kirche San Luzi (1507) wiederum ein einzigartiges Bauwerk prägte. Speziell ist hier wieder der Chor, der zwar neugebaut wurde, jedoch dem bestehenden Turm ausweichen musste, was nicht ganz möglich war (Abb. 153). Die ungewöhnliche Situation im Chor entstand, da das Langhaus vom Vorgängerbau übernommen und von Meister Bernhard nachträglich eingewölbt wurde. Wiederum ist in Chor und Langhaus dasselbe Rautenmuster festzustellen, wobei das Chorgewölbe nun über einen korrekten Chorschluss verfügt. Wie schon in Chamues-ch finden sich auch hier die typischen Strebepfeiler, die an den westlichen Ecken des Langhauses schräggestellt wurden. Kurz nach der Vollendung der Luzikirche in Zuoz baute Meister Bernhard im nahegelegenen Madulain die ref. Kirche San Batrumieu (um 1510), was durch die Inschrift «Bernardo de Pusiavo» an der

⁸ SENNHAUSER (1966), S. 206–208 sowie S. 210.



Abb. 154: Innenansicht der ref. Kirche San Plasch in Tschlin mit feinen spätgotischen Rankenzeichnungen in den Gewölben.

Abb. 155: Innenansicht der ref. Kirche St. Georg in Scuol.

linken Chorwand belegt werden kann. Zugeschrieben wird Bernhard von Puschlav ausserdem die Kirche San Gaudenzio (um 1514–1519) bei Casaccia, die jedoch im Zuge des Bildersturms im Jahr 1551 zerstört wurde, weshalb sich keine gesicherten Nachweise auf die Urheberschaft von Meister Bernhard mehr finden. Gleichfalls unsicher ist die Zuschreibung der ref. Kirche San Plasch in Tschlin (1515), deren Gewölbe mit schönen spätgotischen Rankenmalereien verziert sind (Abb. 154).

Den Abschluss seines Werkkatalogs bildeten zwei grössere Sakralbauten, wovon der erste in Scuol steht. Während des Schwabenkriegs wurden im Unterengadin viele Kirche zerstört, womöglich auch ein Grund für die Konzentration von Bauten aus der Hand Meister Bernhards in dieser Region. Auch die romanische Kirche von Scuol wurde wohl um die Jahrhundertwende zerstört, wobei der Neubau der ref. Kirche St. Georg erst 1516 vollendet werden konnte (Abb. 155). Die Gewölbekonstruktionen in der Kirche zeigen nun tat-



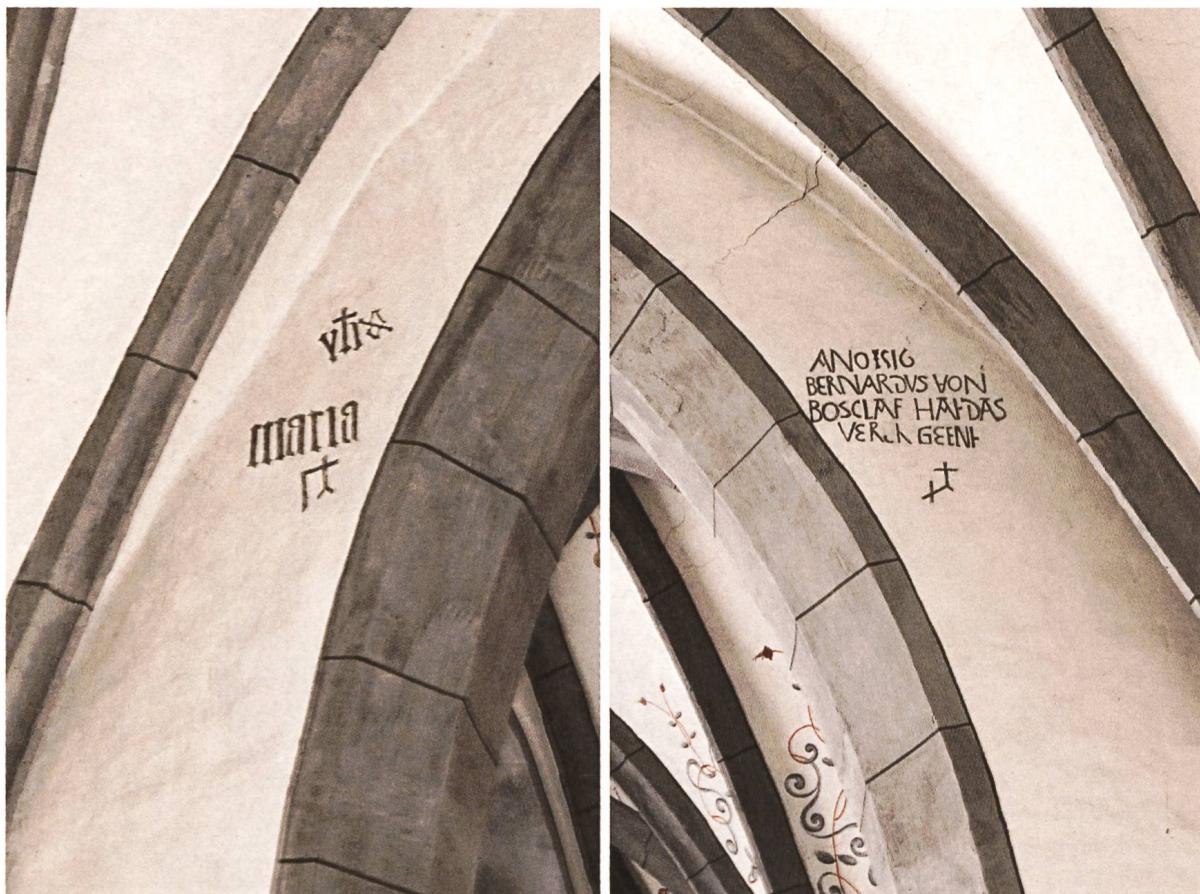


Abb. 156: Detailaufnahme der Steinmetzzeichen am Chorbogen der Georgskirche in Scuol.

sächlich eine deutlich höhere Präzision und im Chor findet sich sogar ein Haspelsterngewölbe, das ähnlich wie in Tschlin mit aufgemalten Ranken verziert wurde. Am Chorbogen ist rechts eine etwas irritierende Inschrift zu sehen, die möglicherweise bei den Restaurierungsarbeiten in den 1970er Jahren hinzugefügt wurde (Abb. 156), denn Poeschel erwähnt, dass die Inschrift in den 1930er Jahren bereits verschwunden war.⁹ Die Inschrift wurde jedoch von Johann Rudolf Rahn noch dokumentiert: «Anno 1516 (Wer)nardus von Buschlaaff hatt dass Werck gstell».¹⁰ Damit weicht die heute sichtbare Inschrift in mehreren Punkten von der früheren, von Rahn erwähnten Inschrift ab. Noch fragwürdiger ist das Steinmetzzeichen unterhalb der heutigen Inschrift, denn dieses hat mit demjenigen von Meister Bernhard keine Ähnlichkeit; abgesehen vom kleinen Strich am rechten Winkel sieht es jedoch dem Steinmetzzeichen des Meisters von Trin (vgl. Abb. 84) erstaunlich ähnlich, wobei zwischen den beiden Kirchen 25 Jahre liegen und eine Verbindung daher eher unwahrscheinlich ist. An der

linken Chorwand findet sich ebenfalls ein Zeichen (vgl. Abb. 156), das jedoch keinem namentlich bekannten Steinmetz zugeschrieben werden kann. Das Zeichen besteht aus einem rechten Winkel mit einem zusätzlichen Strich, der am Ende gegabelt ist; die gleichen Bestandteile, jedoch anders kombiniert, weisen auch die Zeichen sowohl des Ilanzer als auch des Conterser Meisters auf, wobei sogar das Zeichen von Andreas Bühler ähnlich aufgebaut ist. Eine Verbindung dieses unbekannten Steinmetzes mit dem Bautrupp scheint dadurch plausibel, jedoch ist auch hier zu beachten, dass das Zeichen vielleicht ebenfalls erst in den 1970er Jahren hinzugefügt wurde.

Sein letzter Auftrag führte Meister Bernhard schliesslich noch tiefer ins Unterengadin bis nach Ramosch. Hier vollendete er 1522 mit der ref. Kirche St. Florinus den letzten spätgotischen Grossbau in Graubünden und schuf gleichzeitig sein wohl ausgereitetstes Werk, das unten in einer Fallstudie noch ausführlich behandelt werden soll. Die Spur von Meister Bernhard verliert sich nach 1522, was in Hinblick auf das Ende der intensiven spätgotischen Bauphase nicht überrascht. Betrachtet man ausserdem die lange Zeitspanne seines Wir-

⁹ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 98.

¹⁰ RAHN (1882), S. 358.

kens, vom Lehrling unter Steffan Klain um 1488 bis zum Abschluss der Bauarbeiten in Ramosch 1522, darf vielleicht angenommen werden, dass sich Meister Bernhard nach drei Jahrzehnten im Bauwesen verdienterweise zur Ruhe gesetzt hatte.

4.1.3. Meister der dritten Generation

Neben Bernhard von Puschlav können zwei weitere, nicht namentlich bekannte Meister dem direkten Umfeld von Andreas Bühler zugewiesen werden. Beide Steinmetze tauchen jedoch unabhängig von Meister Andreas zum ersten Mal beim Neubau des Turmes der Pfarrkirche St. Martin in Chur auf und kreuzen erst später die Wege des umtriebigen Andreas Bühler. Der erste unbekannte Steinmetz wird im Hinblick auf sein Hauptwerk «Ilanzer Meister» genannt. Nach der Mitarbeit am Turmneubau in Chur findet sich sein aufgemaltes Zeichen wieder in der Sakristei der Klosterkirche von Churwalden (1502), wobei die Klosterkirche selbst von einem anderen, ebenfalls nicht namentlich bekannten Meister eingewölbt wurde.¹¹ Nun verliert sich die Spur des Ilanzer Meisters für einige Jahre, bis er zusammen mit Andreas Bühler in der ref. Kirche St. Martin in Zillis (1509) wieder auftaucht, wobei sein Zeichen hier noch eher unauffällig an einer Rippe platziert ist. Nur gerade ein Jahr später wird es wieder in einer Kirche angebracht, die Meister Andreas zugeschrieben werden kann: Auch in der ref. Kirche in Safien Platz (1510) befinden sich die Zeichen des Meisters Andreas und des Ilanzer Meisters jeweils auf einem Konsolschild, wobei Bühlers Zeichen nochmals prominent am Chorbogen platziert wurde. Poeschel erwähnt ausserdem, dass sich das Zeichen des Ilanzer Meisters auch am Türsturz der kath. Pfarrkirche Sogn Gion in Domat/Ems (1515) findet, dies aber kein Grund sei, ihm den Bau zuzuschreiben.¹² Dem ist nur schon im Hinblick darauf beizupflichten, dass die Kirche bereits ab 1504 gebaut und erst später, im Jahr 1515, eingewölbt wurde, weshalb die Anbringung des Zeichens am Türsturz eher für eine Mitarbeit in der ersten Bauphase sprechen würde. Wirklich als ausführendem Meister kann ihm somit nur der Bau der Gewölbe in der ref. Stadtkirche St. Mar-

garethen in Ilanz (vgl. Abb. 86) zugesprochen werden, deren Konstruktion indessen erst 1518 abgeschlossen wurde.

Zur Identität des Ilanzer Meisters gab es bereits verschiedene Überlegungen, die jedoch alle nicht abschliessend bestätigt werden können, weshalb sie hier nur kurz zusammengefasst werden sollen. Ausgelöst wurde die Diskussion in einer Seminararbeit an der Universität Zürich von Marc-Antoni Nay und Christoph Kübler und wird in Ausschnitten von Axel Huber aufgenommen.¹³ Nay und Kübler geben erstmals auch Hinweise auf mögliche Stationen des Ilanzer Meisters vor seiner Ankunft in Graubünden, denn das Steinmetzzeichen findet sich in der von Hans Felder gebauten Kirche St. Oswald in Zug (1478–1483), in der Müllikapelle in Ranft (1484–1504), im Kapitelsaal des Klosters Mariaberg in Rorschach (1487–1489) und später nochmals ausserhalb von Graubünden an einer Relieffigur in der barockisierten Stiftskirche zu Schänis (1507).¹⁴ Das gleiche Steinmetzzeichen steht ausserdem zwei Mal auf der gleichen Seite im Admonter Hüttenbuch, einmal mit dem Eintrag «Andreas Färnitzer 1511» und nochmals als «Matheus Waldner 1523». Luschin von Ebengreuth transkribiert den Namen im ersten Eintrag als «Färnitzer», während Axel Huber den Namen als «Fürnitzer» erkennt, was in Bezug auf die kleine Ortschaft Fürnitz südlich von Villach in Kärnten wohl die plausiblere Variante ist.¹⁶ Noch verworrenen wird die Diskussion durch einen Eintrag von Poeschel, der in einer Auflistung eine verzierte Variante dieses Zeichens mit den Buchstaben H und S aus dem Turm der Klosterkirche von Churwalden darstellt und dazu die nicht weiter kommentierte Bemerkung «viell. Hans Schwart?»¹⁷ anfügt. Dies ergibt nun drei mögliche Identitäten für das gleiche Steinmetzzeichen, was wieder die Problematik solcher Zuschreibungen verdeutlicht, da das selbe Zeichen von mehreren Personen verwendet werden konnte. Ob nun unser Ilanzer Meister einer dieser drei Steinmetze war oder nicht, lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt nicht abschliessend

¹¹ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 99. Der Neubau bzw. Umbau der Klosterkirche von Churwalden begann bereits um 1477, zog sich jedoch lange hin und so wurden die Gewölbe der dreischiffigen Kirche erst 1502 vollendet.

¹² Ebd., S. 97.

¹³ Ebd., S. 319–320.

¹⁴ Die besagte Manuskriptseite ist glücklicherweise bei LUSCHIN VON EBENGREUTH (1896) ganzseitig zwischen S. 236 und S. 237 wiedergegeben, eine Transkription findet sich auf den Seiten 236–237.

¹⁵ Ebd., S. 318–320.

¹⁶ POESCHEL (1937–45), Bd. 2, S. 408.

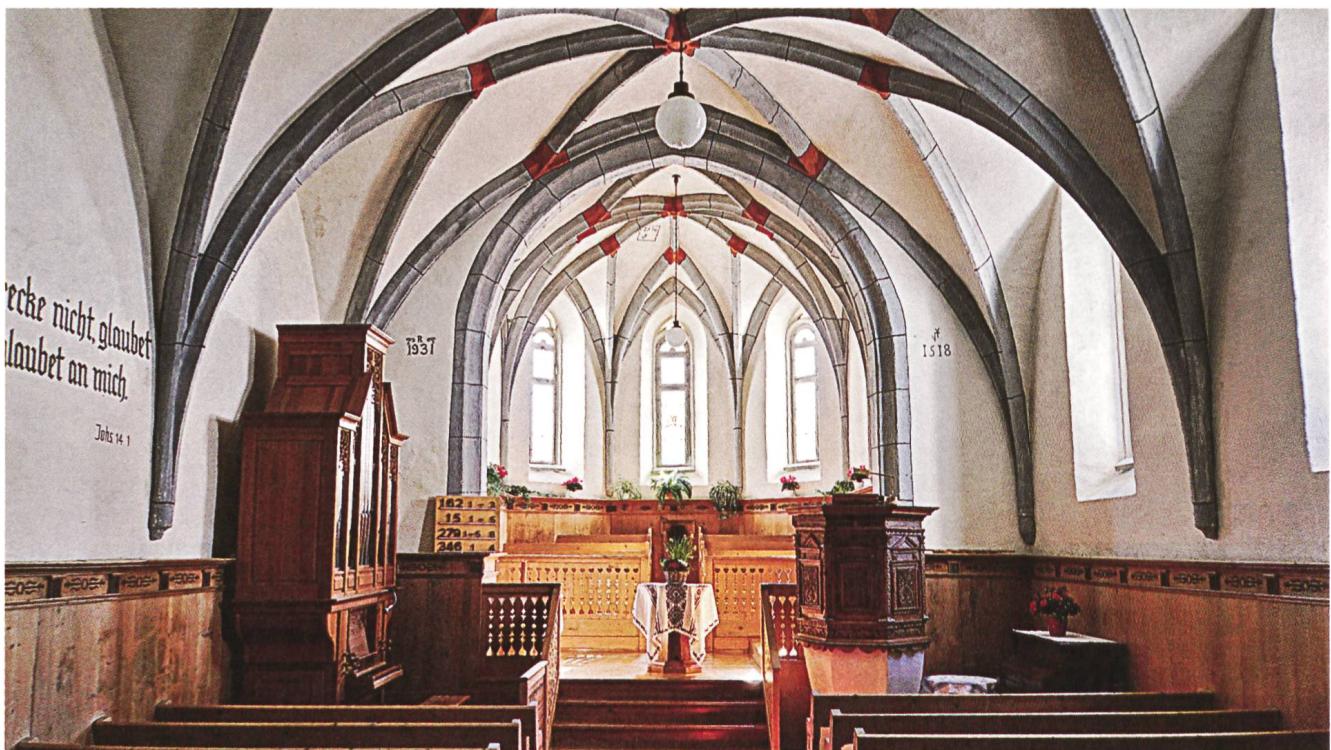


Abb. 157: Innenansicht der ref. Kirche von Conters im Prättigau.

beantworten. Interessant ist jedoch der Hinweis auf die Stiftskirche von Schänis, da diese Station gut in die Lücke im Werkkatalog des Ilanzer Meisters passen würde und gleichzeitig nochmals unterstreicht, dass die Steinmetze und Meister nicht innerhalb politischer oder kirchlicher Grenzen agierten, sondern sich auf der Suche nach Arbeit immer wieder auf Wanderschaft begaben.

Der zweite namentlich nicht bekannte Meister aus dem Bautrupp, der den Neubau des Turms der Martinskirche vollendete, wird gemeinhin als «Conterser Meister» angesprochen. Der unbekannte Meister zeichnete sich für den Neubau der ref. Kirche St. Theodul in Davos Dorf (1514) verantwortlich und nochmals spätestens ab 1516 bis 1518 für den Umbau der ref. Kirche St. Martin in Conters im Prättigau (Abb. 157), deren Langhausmauern wohl von einem früheren Bau übernommen wurden. Poeschel schreibt dem Conterser Meister auch den um 1515 vollendeten Neubau der ref. Kirche San Jon in Susch (Abb. 158) zu, wobei sich hier weder Steinmetzzeichen noch Inschriften finden lassen – die Zuschreibung geschieht bei Poeschel einzig über die teilweise als Tierköpfe ausgearbeiteten Gewölbeanfänger, die sich in ähnlicher Weise auch in der Theodulskirche in Davos Dorf finden.¹⁸ Der Conterser Meister

kann somit bisher nicht direkt mit einem Bauwerk von Andreas Bühler in Verbindung gebracht werden, sondern wird bei Poeschel aufgrund der Ähnlichkeit beider Steinmetzzeichen in das Umfeld von Meister Andreas verortet.¹⁹ Dass eine solche Verbindung anhand blosser stilistischer Ähnlichkeiten eines Steinmetzzeichens jedoch immer kritisch zu betrachten ist, wurde bereits mehrfach aufgezeigt.

Nun gibt es auch das genaue Gegenteil, also dass zwar der Name eines Steinmetzes oder eines Meisters aufgrund schriftlicher Quellen bekannt ist, aber dass damit kein Bauwerk oder Steinmetzzeichen verbunden werden kann. Eine dieser in Graubünden raren schriftlichen Quellen ist das bereits kurz erwähnte bischöfliche Fiskalbuch aus den Jahren 1491 bis 1527, dessen teilweise kaum lesbaren Einträge zu den kirchlichen Bauten des Bistums bereits von Johann Georg Mayer zusammengefasst wurden.²⁰ 1517 wird eine «capellae S. Nicolai parochiae Schambs» erwähnt, womit die ref. Kirche St. Nicolaus in Patzen-Fardün gemeint ist. Der Eintrag schliesst mit «Georgius Murer ex Chur magister dicti operis»,²¹ wobei diesem Meister Georg Murer keine weiteren Bauten zugeschrieben werden können, weil für ihn kein

¹⁸ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 97.

¹⁹ Ebd., S. 98–99.

²⁰ MAYER (1889), S. 241–242.

²¹ Ebd., S. 242.



Abb. 158: Innenansicht der ref. Kirche San Jon in Susch.

Steinmetzzeichen bekannt ist. Ein weiterer kurzer Eintrag von 1518 nennt einen «Maister Ennderli, Steinmetz in Chur»,²² dessen Wirken wegen fehlender zusätzlicher Hinweise ebenfalls nicht nachvollzogen werden kann.

Aufschlussreich sind dagegen zwei kurze Einträge im Fiskalbuch, die von einem Rechtsstreit aufgrund einer Lohnerhöhung erzählen: «Sindici capellae noviter constructae S. Mariae Magdalene in Stürvis [...] pro juribus judicii in causa contra Laurentium Höltzli lapicidam ex Ponte Eni [...]» (1521) sowie «Sindici capelle in Stürffis [...] pro licentia celebrandi divina in ara mobili in eadem noviter constructa et edificata» (1522).²³ Der hierbei erwähnte Steinmetz (lapicida) Laurentius Höltzli aus Innsbruck (Ponte Eni) ist der wahrscheinliche Baumeister der kath. Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva, die im Folgenden noch eingehender behandelt werden soll. Von diesem Lorenz Höltzli ist somit der Name, die Herkunft und möglicherweise ein Steinmetzzeichen in der Form von zwei aneinander gereihten X bekannt, das im Chor und am Chorbogen aufgemalt ist (vgl. Abb. 159). Ähnliche Zeichen, jedoch mit einem zusätzlichen

Kreuz, finden sich im Turm der Martinskirche, in der barockisierten kath. Pfarrkirche Sogn Andriu in Rueun sowie an diversen Profanbauten in Chur um 1525.²⁴

Diese Ausführungen zeigen, wie schwierig die Zuschreibungen von Bauwerken sein kann, wenn nicht genügend sichere Hinweise vorhanden sind. Andererseits zeigt es auch, dass neben den bekannten Meistern eine Vielzahl weiterer, nicht namentlich überliefelter Steinmetze in Graubünden tätig waren. Und auch die für die Forschung öfters nützlichen Steinmetzzeichen sollten immer kritisch betrachtet werden, da sie, wie der Fall des Ilanzer Meisters gezeigt hat, auch von mehreren Personen gleichzeitig verwendet worden sein können. Dieser Umstand wurde bereits treffend von Nott Caviezel zusammengefasst: «So wie eine Schwalbe noch keinen Frühling macht, löst ein aufgefundenes Zeichen meistens noch nicht das Rätsel rund um die Urheberschaft eines Baus.»²⁵

²² Ebd., S. 241.

²³ Ebd., S. 242.

²⁴ POESCHEL (1937–45), Bd. 4, S. 454 sowie POESCHEL (1937–45), Bd. 7, S. 459–460.

²⁵ CAVIEZEL 2006, S. 221.



4.2. Katholische Pfarrkirche St. Maria Magdalena, Stierva

Die beschauliche Ortschaft Stierva liegt auf einer sonnigen Terrasse auf 1375 m ü. M. am Südhang des Albulatals und somit in der Nähe der wichtigen Nord-Süd-Verbindung über die Pässe Julier und Septimer. Bei der bevorzugten Lage wundert es kaum, dass die Gegend um Stierva seit spätestens der Bronzezeit durchgehend besiedelt wurde.

Erstmals urkundlich genannt wird Stierva als «Seturvio» im Reichsurbar von 831, wobei hier bereits auch eine Kirche erwähnt wird. Politisch gehörte Stierva im frühen Mittelalter zum Bezirk

einen Pfarrer zu beschäftigen. Erst 1640 vermeldet der Landammann Johann Bossi, dass Stierva wieder von einem Pfarrer betreut werde.

Heute leben 135 Einwohner in Stierva (Stand: 2014) und der Ort wird vor allem durch die kath. Pfarrkirche St. Maria Magdalena und den westlich der Kirche stehenden Wohnturm La Tor (Abb. 160) geprägt. Das schlichte Äussere der Pfarrkirche versteckt das vielleicht schönste spätgotische Gewölbe und einen der reichsten Flügelaltäre in Graubünden.



Abb. 160: Die kath. Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva von Nordwesten mit dem Wohnturm La Tor. Links im Bild, auf der gegenüberliegenden Talseite, ist noch Lantsch/Lenz zu erkennen.

Obervaz und nicht wie die anderen Ortschaften in der Region zum Bezirk Oberhalbstein. Kirchlich scheint die kleine Gemeinde im Mittelalter noch selbstständig gewesen zu sein, was sich erst im Spätmittelalter wieder änderte, als St. Maria Magdalena als Filialkirche von Salouf aufgeführt wurde.²⁶ 1544 unterhielt Stierva einen gemeinsamen Pfarrer mit der Nachbargemeinde Mutten, die jedoch 1570 zum reformierten Glauben übertrat, woraufhin es Stierva nicht mehr möglich war,

4.2.1. Baugeschichte

Dank einer ausgedehnten Grabungskampagne im Jahr 1980,²⁷ die von Urs Clavadetscher geleitet wurde, sind insgesamt drei Vorgängerbauten der heutigen Kirche bekannt (Abb. 161). Die im Reichsurbar von 831 erwähnte Kirche war eine kleine Saalkirche mit nicht eingezogener Apsis, die wahrscheinlich aber durch einen Triumphbo-

²⁶ POESCHEL (1937–45), Bd. 2, S. 310–311.

²⁷ CLAVADETSCHER Urs (1986), S. 149–156 sowie CLAVADETSCHER Urs (1992), S. 262–265.

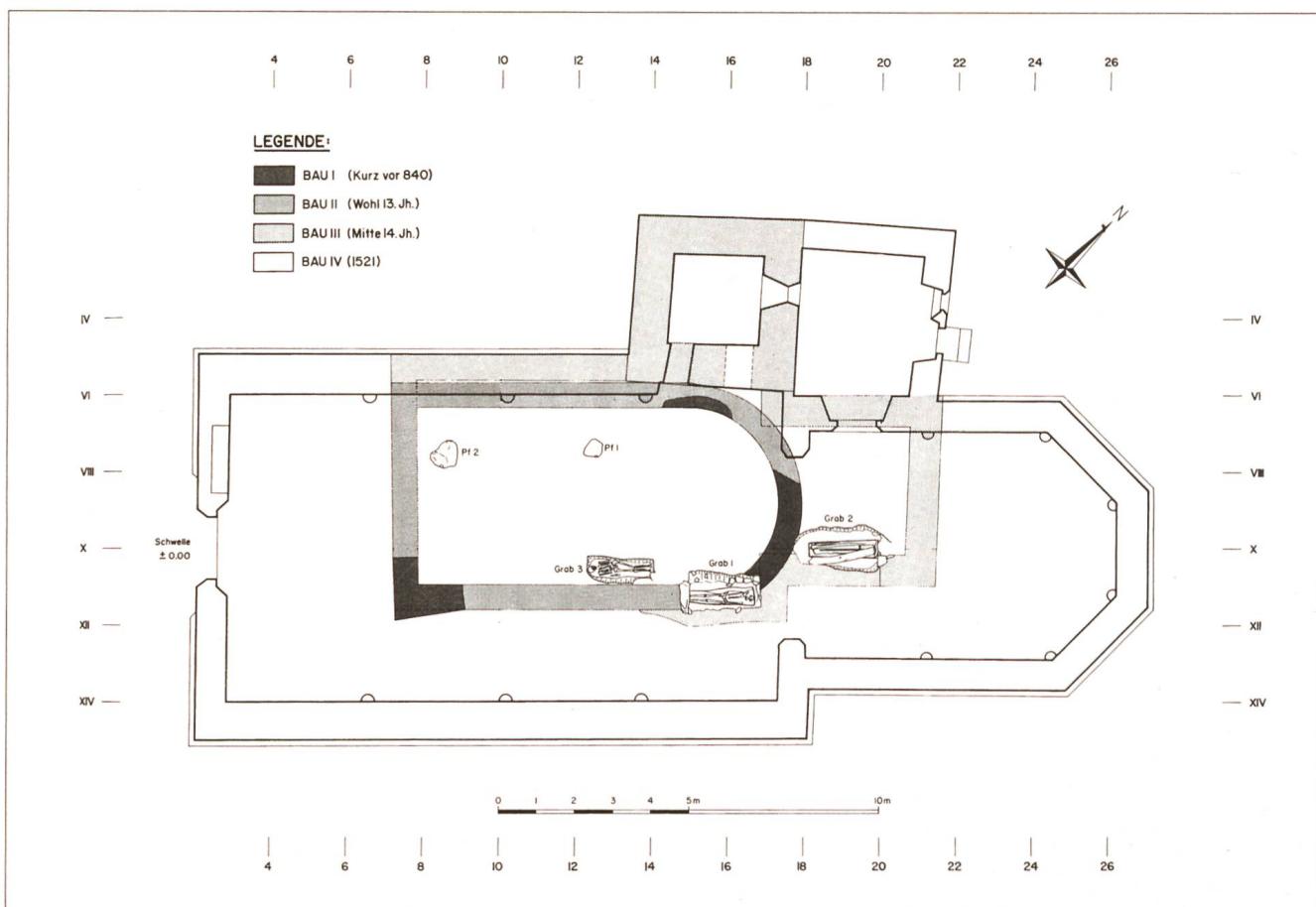


Abb. 161: Bauphasenplan der Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva nach der von Urs Clavadetscher durchgeföhrten Grabung von 1980.

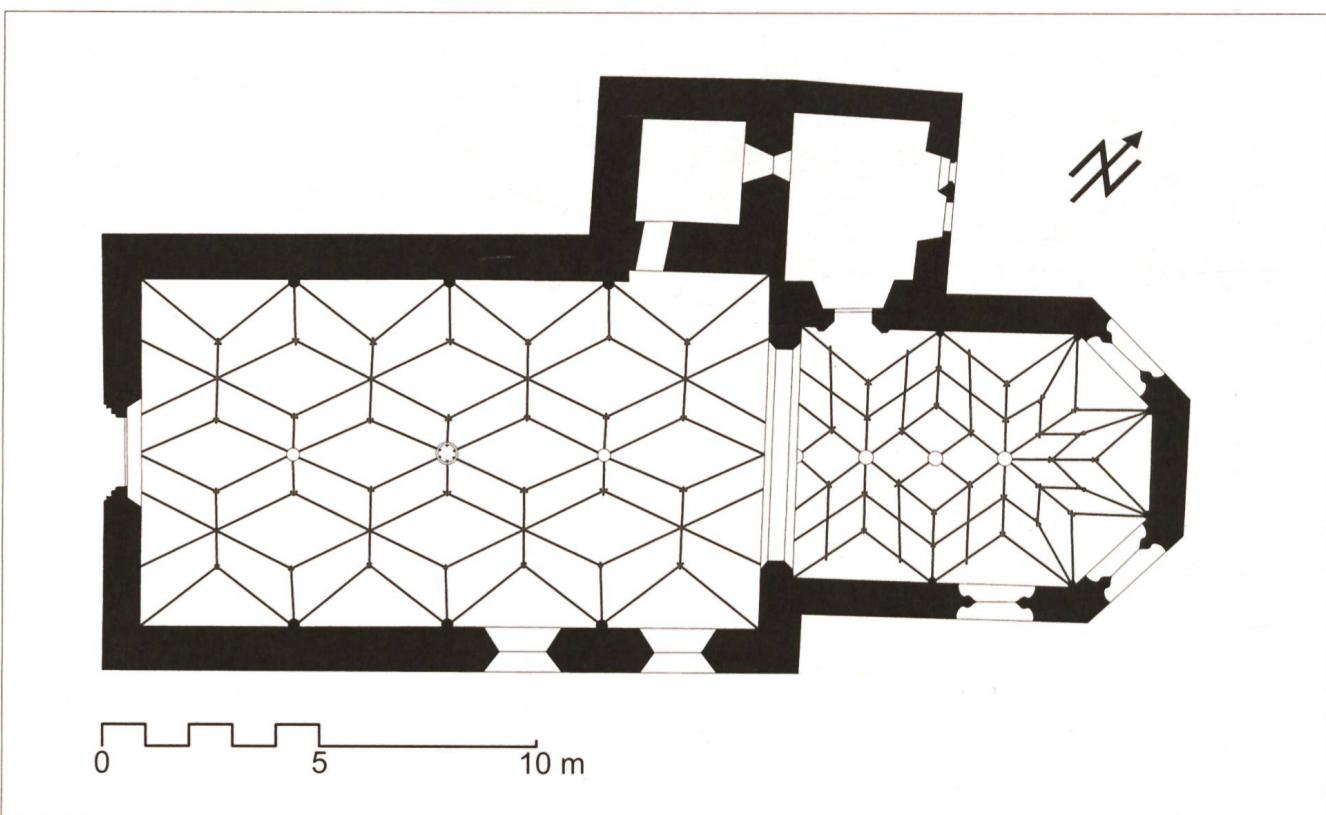


Abb. 162: Grundriss der Pfarrkirche von Stierva aus Laserscans und tachymetrischen Messungen erstellt.

gen vom Kirchenschiff abgetrennt war.²⁸ Im Hochmittelalter, vielleicht im 13. Jahrhundert, wurde die Saalkirche grundlegend umgebaut, wobei die Dimensionen des Vorgängerbaus beibehalten wurden. Warum dieser Neubau nötig war, kann nicht beantwortet werden; ein Platzmangel kann aufgrund der gleichbleibenden Dimensionen jedoch ausgeschlossen werden. Der dritte Bau zeigt dann erst eine Verlängerung über die Apsis hinaus, wobei ein quadratischer Chor angebaut wurde. Diese Umbauarbeiten dürften sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts abgespielt haben, da im Jahr 1357 eine Neuweihe durch Bischof Peter I. Gelyto²⁹ belegt ist.³⁰ Aus dieser Bauphase stammt wahrscheinlich auch der Hauptteil des heute noch erhaltenen Turmes.

Die heutige kath. Pfarrkirche St. Maria Magdalena (Abb. 162) entstand als vierter Neubau zwischen 1520 und 1521. Dem Neubau ging ein Kollektenantrag voraus; die entsprechende Lizenz datiert vom 28. Dezember 1519. Diese Jahreszahl findet sich aufgemalt an der Chorrückwand (Abb. 163) hinter dem reichen Flügelaltar von 1504, der zuvor in Scharans stand und erst 1522 nach Stierva kam (vgl. Abb. 159). Der Altar wurde am 12. Oktober 1522 von Weihbischof Stephan von Bellina geweiht.³¹ Als Baumeister muss der Innsbrucker Steinmetz Lorenz Höltzli angenommen werden, dessen Name jedoch nur im bischöflichen Fiskalbuch auftaucht und sonst bisher an keinem weiteren Bauwerk nachwiesen werden konnte. Auch zum spätgotischen Bau konnte die Grabung von 1980 weitere Befunde fördern; so besass schon die ursprüngliche Kirche zwei Seitenaltäre, die jedoch versetzt wurden. Außerdem wurden im spätgotischen Bau drei Priester beigesetzt (vgl. Abb. 161). Das älteste Grab 2 beinhaltet die sterblichen Überreste von Dekan Nicolaus Ganiel, der 1787 im Alter von 80 Jahren verstarb. Vor der ursprünglichen Lage des Maria-Magdalena-Altars fanden sich in Grab 1 die Überreste von Pfarrer Anton Maria Hosang, der 1806 im Alter von 86 Jahren verstarb. In Grab 3 war der Priester Johann Anton Lenz bestattet, der von 1792 bis 1842 Priester in Stierva war und im Alter von 81 Jahren verstarb.³²

Unter Pfarrer Lenz fanden in den Jahren 1813 und 1814 grössere Renovierungsarbeiten statt,

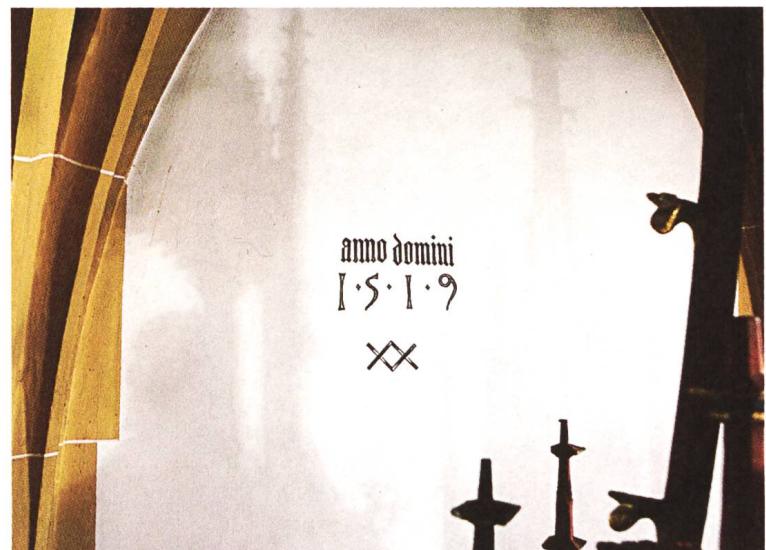


Abb. 163: Inschrift hinter dem spätgotischen Flügelaltar in der Pfarrkirche von Stierva.

wobei auch die Empore und die Orgel eingebaut wurden. Eine zweite Restaurierung erfolgte unter Pfarrer Sonder zwischen 1920 und 1921. Im Jahr 1928 schlug der Blitz in den Kirchturm ein, weshalb der Turmhelm erneuert werden musste. Das heutige Erscheinungsbild und die Farbgebung des Kircheninnenraums, die nach den Grabungsbefunden dem ursprünglichen Bau entsprechen, verdanken sich einer Initiative von Pfarrer Anton Levy, der die dafür nötigen finanziellen Mittel im Alleingang gesammelt hatte. Bei dieser «Restaurierung» wurde auch die Tiefe der Empore reduziert, und die Seitenaltäre aus dem 17. Jahrhundert wurden ins erste Joch des Langhauses versetzt. Leider wurden die Arbeiten in den 1980er Jahren ohne Beratung durch die kantonale Denkmalpflege durchgeführt, weshalb fremde Materialien verwendet wurden und viele historische Spuren unwiederbringlich verloren gingen, was sehr zu bedauern ist. Der damalige kantonale Denkmalpfleger Hans Rutishauser schrieb dazu noch im Abschlussbericht vom 2. März 1983: «Weil eine intensive Beratung durch einen Restaurator fehlte und die Ratschläge und Weisungen der Denkmalpfleger weitgehend nicht befolgt worden sind, ist die Kirche Stierva nicht ihrem hohen kunst- und kulturgeschichtlichen Wert gemäss konserviert und restauriert, sondern bloss sauber renoviert worden.»³³

²⁸ CLAVADETSCHER Urs (1986), S. 150–151.

²⁹ Ebd., S. 157.

³⁰ POESCHEL (1937–45), Bd. 2, S. 311.

³¹ CLAVADETSCHER Urs (1986), S. 157.

³² Zu den Gräbern siehe ausführlich ebd., S. 155–156.

³³ Auszüge aus dem Abschlussbericht finden sich bei GEFELLER (2016), S. 200–202.

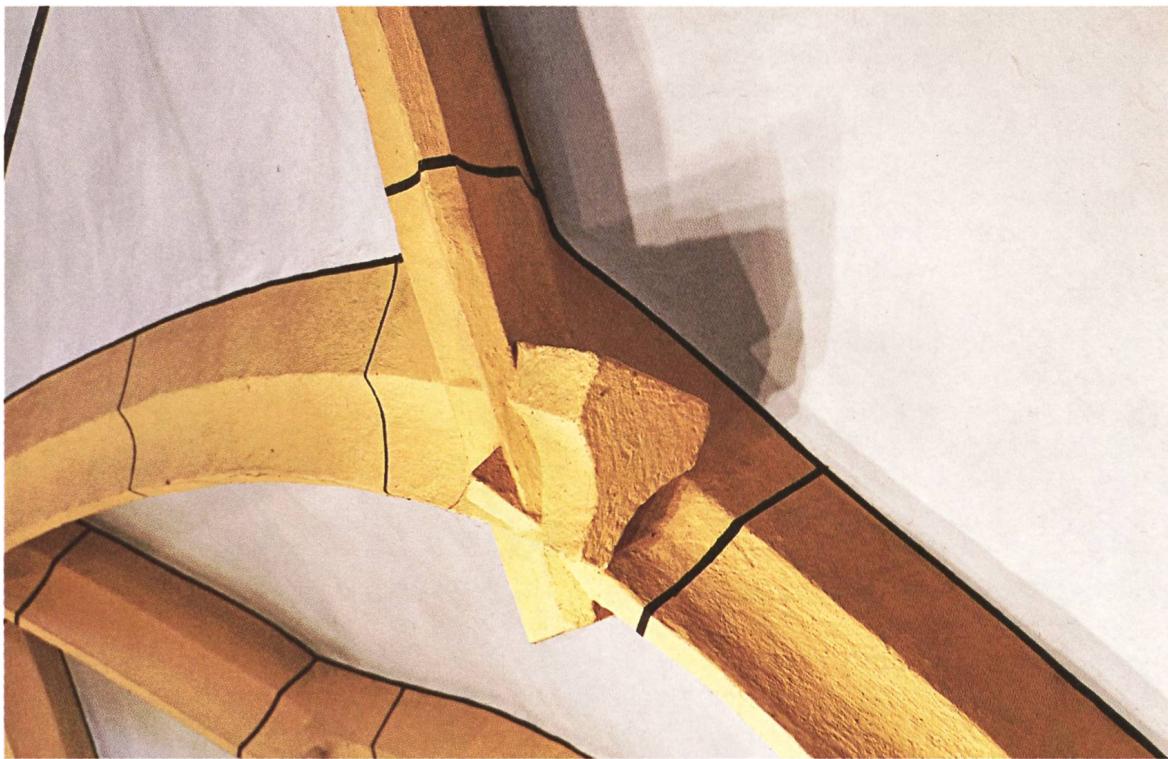


Abb. 164: Detail eines Kreuzungssteins im Langhausgewölbe der Pfarrkirche von Stierva.

4.2.2. Gewölbekonstruktion

Schon ein kurzer Blick in den Innenraum der Pfarrkirche St. Maria Magdalena genügt, um zu erkennen, dass es sich hier um eine in Graubünden seltene Gewölbeform mit durchgesteckten Rippen handelt (Abb. 164). Dies bedeutet, dass die Rippenzüge jeweils noch knapp nach dem Kreuzungsstein weiterlaufen, was der sonst schon komplexen Rippenfiguration einen noch deutlich differenzierteren Eindruck verleiht. Diese durchgesteckten Rippen verlangten nach einem präzisen geometrischen Zuschnitt der Kreuzungssteine, damit keine Knicke im Rippenverlauf entstanden. Umso herausfordernder ist diese Aufgabe bei einem so komplexen Rippensystem, wie es in Stierva zu finden ist. Ausserhalb von Graubünden ist dieses Detail in Gewölben des 16. Jahrhunderts häufiger zu finden, beispielsweise im Kreuzgang des Klosters Mariaberg in Rorschach (vgl. Abb. 31) oder im Wappensaal der Albrechtsburg in Meissen (vgl. Abb. 27). In Graubünden finden sich durchgesteckte Rippen ausser in Stierva nur noch im 1519 datierten Gewölbe in der Hieronymuskapelle (vgl. Abb. 14) im Domdekanat auf dem bischöflichen Hof in Chur. In beiden Fällen wurden die durchgesteckten Rippenenden nicht mit dem vollen Profilquerschnitt ausgebildet, was auf die

Anwesenheit von Meister Lorenz Höltzli in Chur hindeuten könnte. Wegen fehlender Quellen zur Hieronymuskapelle kann eine Verbindung mit den Gewölben in Stierva jedoch nicht weiter präzisiert oder auch nur bestätigt werden.

Der eingezogene und dreiseitig geschlossene Chor (8.8×5.8 m) zeigt eine engmaschige Rautennetzfiguration (Abb. 165), die sich über zwei Joche erstreckt und drei schlichte Schlusssteine aufweist, von denen zwei womöglich ursprünglich Wappen trugen. Die Planung dieser komplexen Rippenfiguration ist ebenfalls ungewöhnlich, wobei das Muster über die mehrfache Teilung der Grundlinien hergeleitet werden kann. Ist dieser Schritt verstanden, so ist die weitere Planung vergleichsweise simpel (Abb. 166). Die Joche werden so dimensioniert, dass die Jochdiagonale der zweifachen Breite entspricht – wie gleich aufgezeigt werden soll, ist die Proportion der Joche hier weniger wichtig, da sich die Figuration aus einem Raster herleiten lässt. Um dieses Raster zu definieren, wird zuerst die lichte Weite in fünf Abschnitte geteilt. Dazu wird eine beliebige Strecke von einer Ecke gezogen, auf der fünf Kreise mit beliebigem, aber konstantem Radius abgetragen werden (1). Der letzte Schnittpunkt wird mit der gegenüberliegenden Ecke verbunden und parallele Linien davon zu vier restlichen Schnittpunkten verschoben



Abb. 165: Das komplizierte Chorgewölbe der Pfarrkirche St. Maria Magdalena mit dem spätgotischen Flügelaltar.

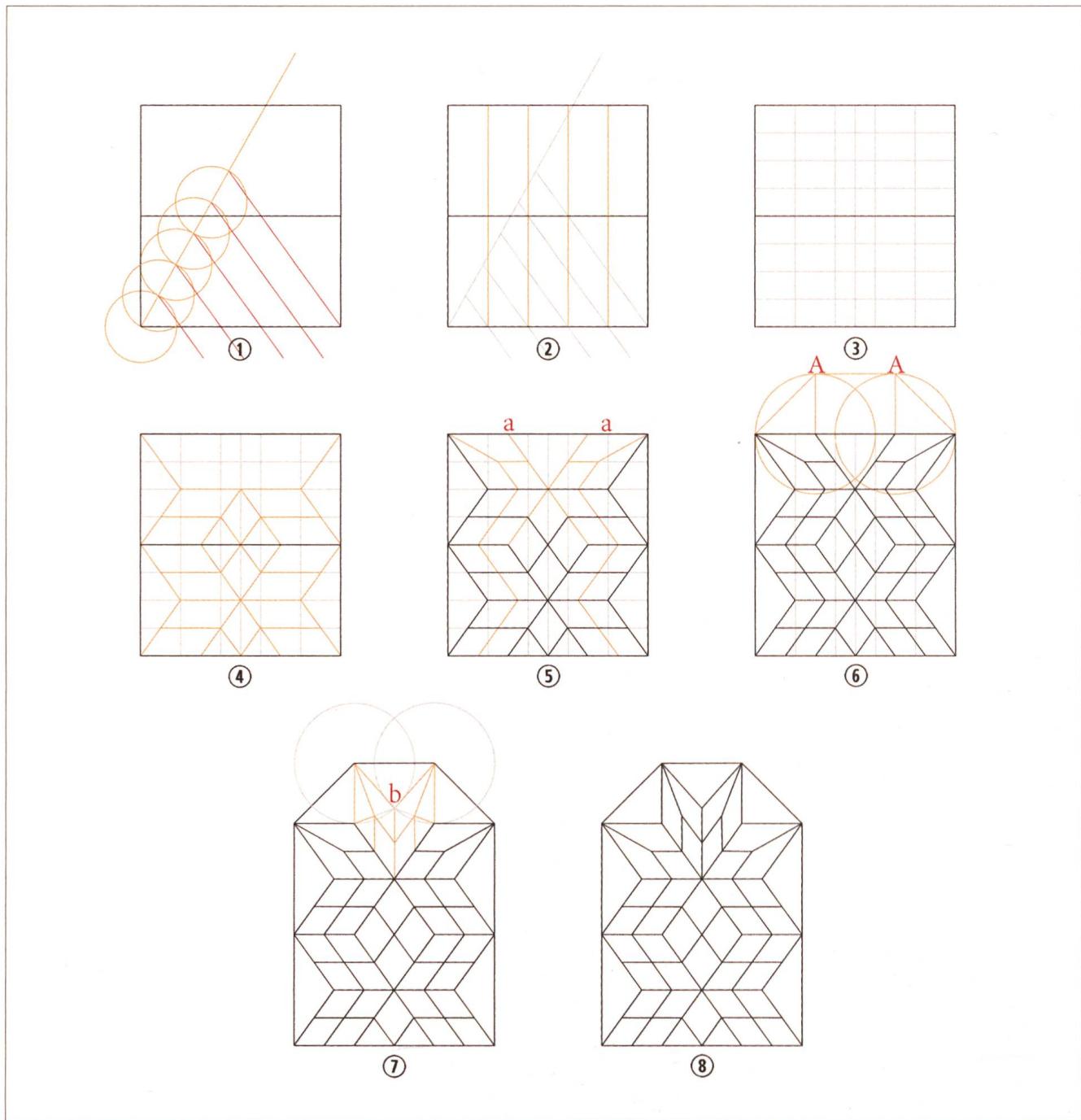


Abb. 166: Eine mögliche Rekonstruktion der Planung des Chorgewölbes der Pfarrkirche von Stierva mit Zirkel und Richtscheit.

(2). Zuletzt wird noch die Mitte der lichten Weite eingezeichnet und die Jochbreite in Viertel eingeteilt; das Grundraster für die Figuration ist damit komplett (3). Nun können schon die Stichkappen sowie die innere Rautenfigur anhand der Schnittpunkte auf den Hilfslinien eingezeichnet werden (4), womit die Grundfigur für die beiden Volljoche bereits vollständig ist. Die noch fehlenden Rippenzüge ergeben sich durch Streckenhalbierung der äusseren Rautenfelder, woraus identische, springende Rauten entstehen. Im östlichen Joch

läuft dieser Rippenzug in den Chorschluss, dessen seitliche Tiercerons durch Abtragen der Stichkappenlänge mit einem Zirkel begrenzt werden – die Linien der innersten Raute müssen hier verlängert werden, damit zwei Schnittpunkte bei *a* entstehen, welche die Begrenzungslinie des östlichen Jochs genau dreiteilen (5). Diese zwei Schnittpunkte *a* bilden die Grundlage des Chorschlusses: Von den Schnittpunkten mit einem Zirkel die Strecke vom Schnittpunkt zum näheren Jocheckpunkt als Kreise abgetragen und gleichzeitig im rechten

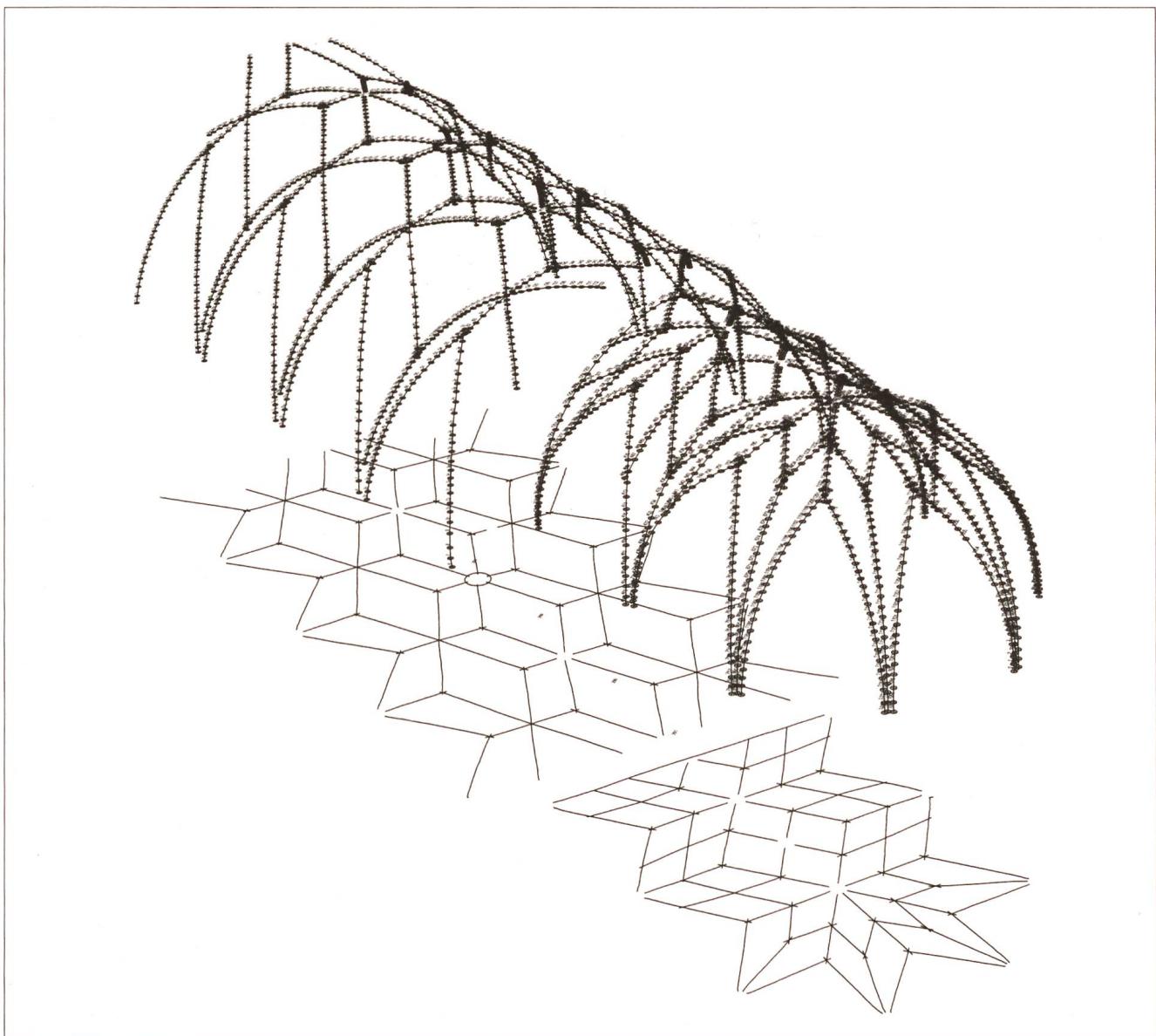


Abb. 167: Tachymetrisches Aufmass der Gewölberippen in der Pfarrkirche von Stierva.

Winkel Linien gezogen, welche die Stichkappen bilden und damit auch die Position der Anfänger A des Chorschlusses bestimmen (6). Um die Rippenfiguration zu vollenden, werden zwei Kreise von den Anfängern A mit Radius der Stichkappellänge gezogen, womit auch der letzte benötigte Kreuzungspunkt b bekannt (7) und die Rippenfiguration vollständig ist (8).

Um die Geometrie der Gewölberippen besser zu verstehen, wurden die Gewölbe der Pfarrkirche St. Maria Magdalena mit einem reflektorlosen Tachymeter und insgesamt 2505 Einzelpunkten aufgemessen (Abb. 167) – im Chorgewölbe wurden total 1126 Messungen durchgeführt. Die anschliessende Auswertung der zusammenge setzten Rippenzüge von den Anfängern zu den Schlusssteinen hin ergab uneinheitliche Resultate

mit grossen Abweichungen in den Rippenzügen selbst, die keine weiterführenden Erkenntnisse brachten. In einem zweiten Versuch wurden deshalb die Rippenzüge nach ihrer Position und Funktion gruppiert und erneut berechnet. Die Tierceron-rippen der Stichkappen ergaben dabei erstaunlich einheitliche Radien von durchschnittlich 3.143 m mit einer Mittelabweichung von 0.0214 m. Ein Radius von 3.15 m lässt sich nicht ganzzahlig in Werkschuh umwandeln, jedoch entspricht der Wert genau der Jochbreite der beiden vollen Joche im Chorgewölbe, womit der Radius aus dem Grundriss abgetragen werden konnte.

Weiter wurden diejenigen Liernerippen ausgewertet, die lang genug für eine exakte Berechnung waren; es sind dies die Liernerippen des seitlichen Rautenmusters und der Rauten entlang des Schei-

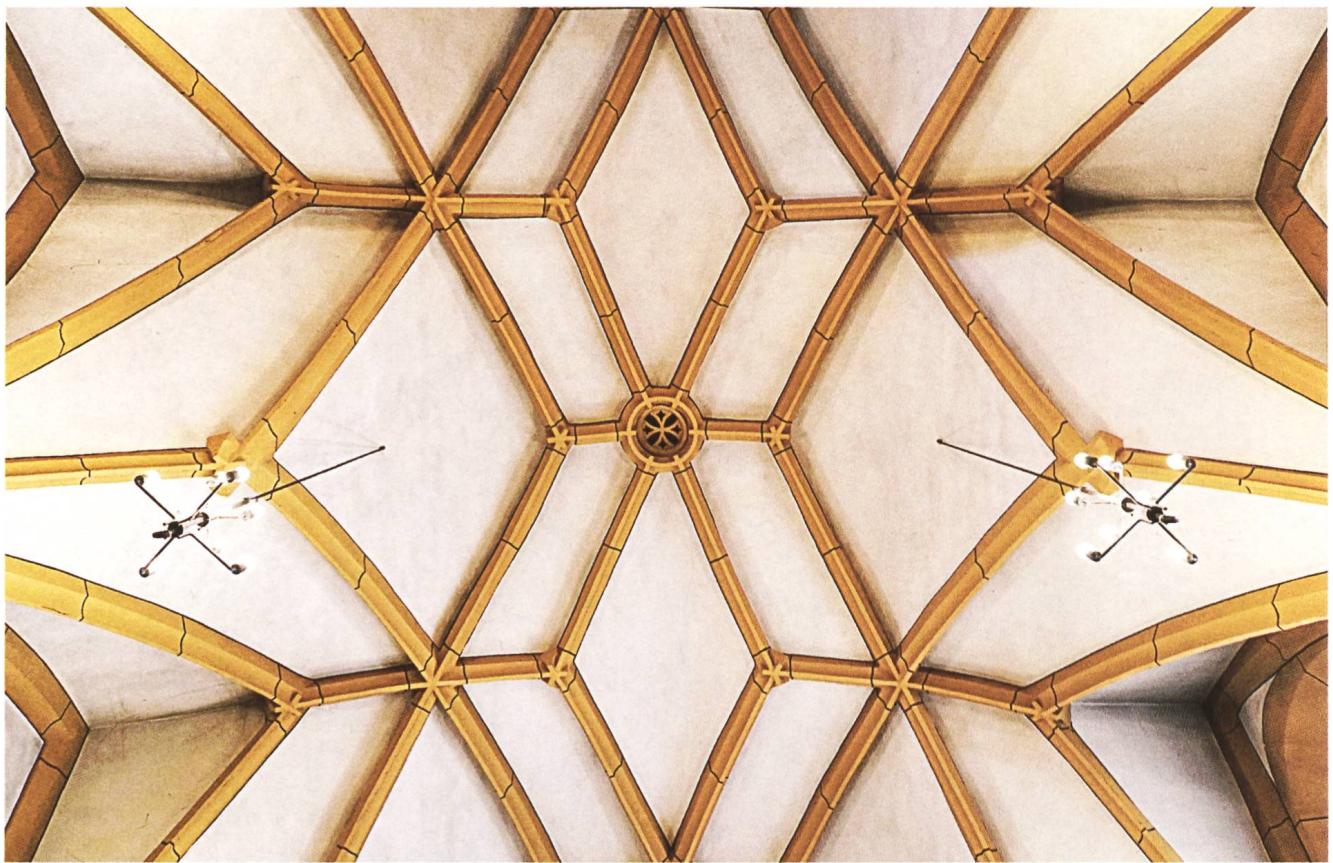


Abb. 168: Detailaufnahme des Langhausgewölbes der Pfarrkirche von Stierva.

tels. Anhand der berechneten Bogenradien lassen sich diese Rippen in zwei Gruppen einteilen. Die Liernen, die in Querrichtung zum Scheitel hin verlaufen, weisen einheitliche Radianen von 3.608 m mit einer Mittelabweichung von 0.0172 m auf. Dagegen zeigen die Liernen, die in Längsrichtung des Gewölbes verlaufen, grössere Radianen von 3.905 m mit einer Mittelabweichung von 0.0244 m. Diese Unterteilung der Rippen ist ungewöhnlich und konnte in keinem anderen Gewölbe beobachtet werden. Da die Berechnungen sehr einheitliche Resultate lieferten und auch die Punkte in beiden Gruppen nur gering von den berechneten Bogenradien abweichen, muss die Verwendung von zwei unterschiedlichen Radien, die sich beide problemlos als ganzzahlige Werkschuhmasse darstellen lassen, bewusst erfolgt sein. Bezieht man die Form des Gewölbes als Tonnengewölbe mit ein, ergeben die verschiedenen Radianen hier Sinn, da die Krümmung in Längsrichtung natürlich deutlich flacher ist als in Querrichtung von den Anfängern zum Scheitel hin. Weiter ist hierzu zu bemerken, dass zwischen den Kreuzungssteinen jeweils nur ein einzelnes Rippenwerkstück verwendet wurde, was zwar den Versatz der Rippen erleichterte, jedoch eine präzise Vorproduktion bedingte. Alle

Rippenwerkstücke sowie die Dienste und Pfeiler wurden in Stierva aus der leicht zu bearbeitenden Rauhwacke³⁴ hergestellt: Leider lassen sich durch den dicken Farbanstrich an den Rippenwerkstücken weder Markierungen noch einzelne Steinmetzzeichen erkennen,³⁵ die weiterführende Rückschlüsse auf die Herstellung der Werkstücke erlaubt hätten.

Das Gewölbe im Langhaus (14.5 × 7.5 m) zeigt eine spezielle Mischung aus einem Rauten- und einem Netzuster (Abb. 168), die im Grundriss (vgl. Abb. 162) durch die verzogenen und verschieden gross proportionierten Rauten im Vergleich mit anderen spätgotischen Gewölbefigurationen abstrakt wirkt. Die Wirkung des Gewölbes entfaltet sich dafür umso mehr im dreidimensionalen Raum, da sich die Rauten elegant der Tonnenform des Gewölbes anpassen. Die Planung der Rippen-

³⁴ DE QUERVAIN (1979), S. 156.

³⁵ Beim ersten Besuch in der Pfarrkirche von Stierva im August 2017 war der Chor teilweise eingerüstet, da Restaurierungsarbeiten am Flügelaltar von Mitarbeiterinnen des Fachbereichs Konservierung und Restaurierung der Hochschule der Künste Bern durchgeführt wurden. Für die Erlaubnis zur zeitweiligen Mitbenutzung des Gerüsts sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

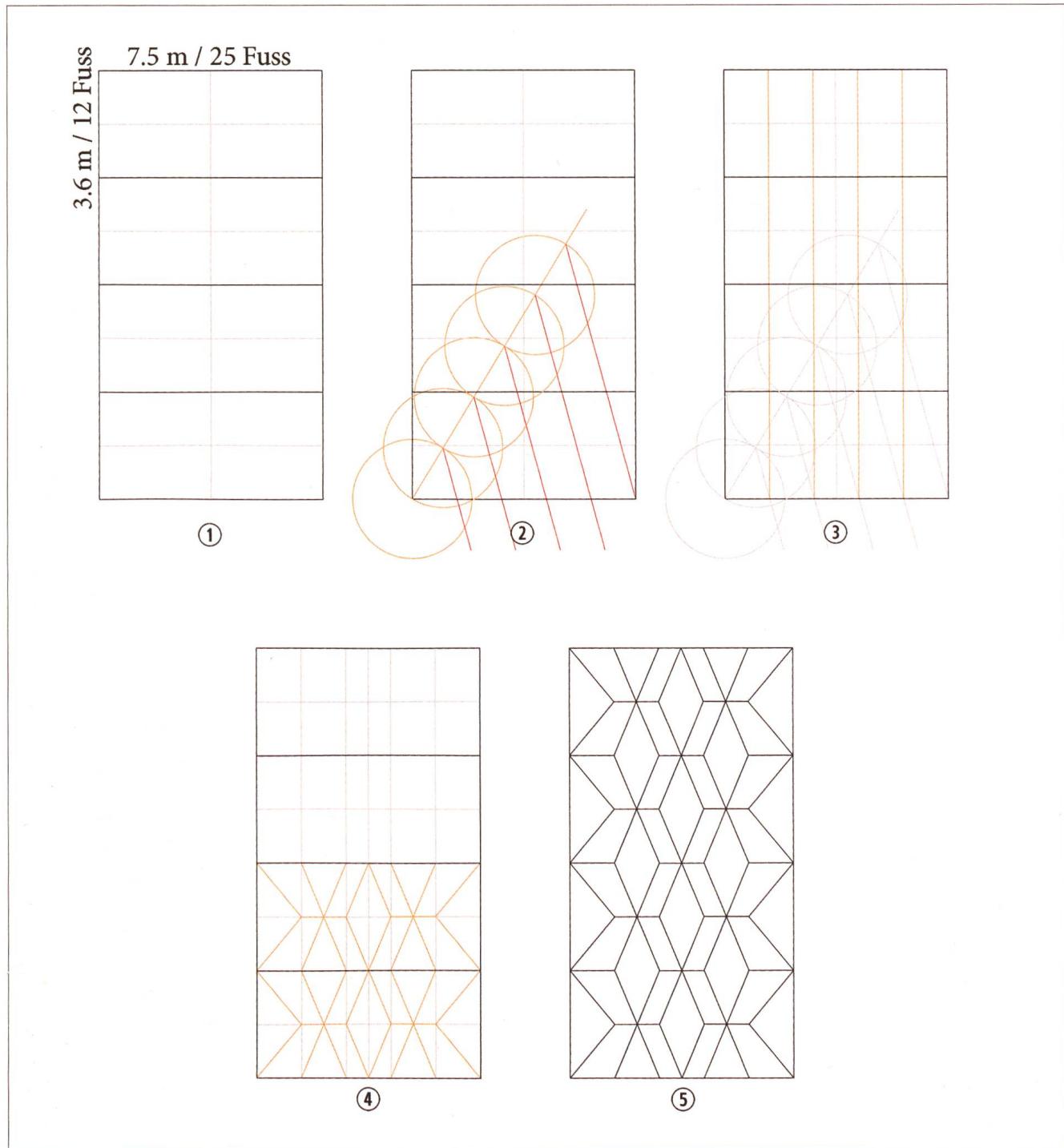


Abb. 169: Eine mögliche Rekonstruktion der Planung des Langhausgewölbes der Pfarrkirche von Stierva mit Zirkel und Richtscheit.

figuration im Chorgewölbe funktioniert ebenfalls über ein Raster aus Hilfslinien, die mit Zirkel und Richtscheit eingeteilt werden können (Abb. 169). Interessant ist dabei, dass das zugrundeliegende Raster identisch mit dem Hilfsraster im Chor ist. Die Joche werden im Langhaus im Verhältnis 1:2 proportioniert (1). Anschliessend wird somit wieder die lichte Weite in fünf gleiche Abschnitte eingeteilt (2), die das Raster in Längsrichtung definie-

ren (3). Damit sind bereits die Grenzen der einzelnen Figuren und die Kreuzungspunkte bekannt: In den seitlichen Feldern können die Stichkappen eingezeichnet werden, die folgenden Rauten entstehen durch überkreuztes Verbinden der nächsten Felder, und im mittleren Feld wird nochmals eine Raute erstellt (4). Damit ist die Rippenfiguration in einem Joch bekannt und kann identisch für die drei noch fehlenden Joche übernommen werden (5).

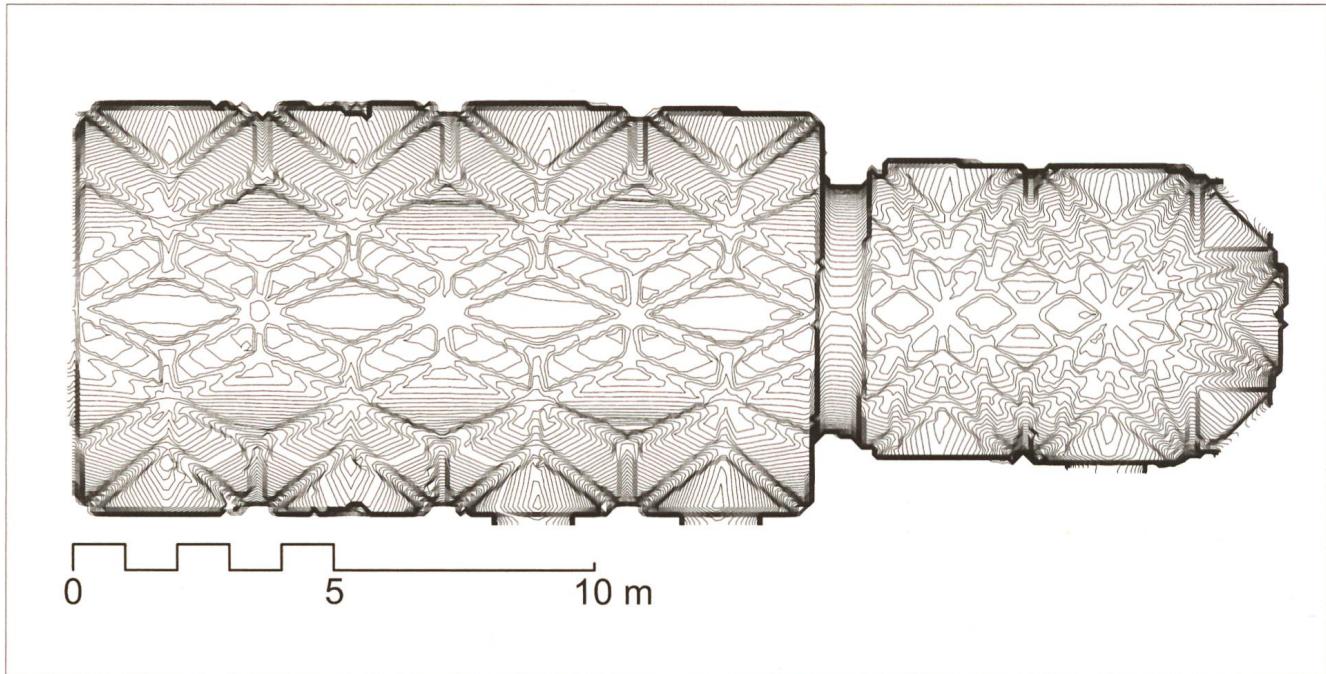


Abb. 170: Höhenschichtenplan des Gewölbeintrados in der Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva in Abständen von 0.1 m.

Auch die Gewölberippen im Langhaus wurden mit einem Tachymeter und insgesamt 1379 Einzelmessungen aufgenommen sowie anschliessend ausgewertet. Die Berechnung ganzer Rippenzüge von Anfänger bis Schlussstein ergab auch hier stark abweichende Radien, weshalb einzelne Rippenläufe zwischen den Kreuzungssteinen berechnet wurden. Für die Berechnung wurden so zehn Tierceronrippen der Stichkappen (Rippe 1–10 in der Auswertung) und zehn Liernerrippen der inneren Kreuz- und Rautenfiguren (Rippe 11–20) analysiert. Nach den Auswertungen im Chor waren die Ergebnisse des Langhausgewölbes überraschend, denn sowohl die Tierceron- als auch die Liernerrippen ergaben identische Bogenradien. Im Durchschnitt der 20 Rippenzüge konnte so ein Radius von 6.021 m mit einer Mittelabweichung von 0.043 m berechnet werden. Auch die Abweichungen der Punkte zum berechneten Radius sind für alle Rippenzüge ungefähr gleich präzise, wobei die Liernerrippen einen leicht höheren Durchschnittswert aller Punkte zum Radius («Mean Distance») zeigen.

Die Gewölbekappen wurden wenig überraschend aus Bruchsteinen mit viel Mörtel auf Schalung gebaut. Um die Form der Kappen genauer analysieren zu können, ist von der ganzen Kirche ein Laserscan angefertigt worden, aus dem ein Höhenschichtenplan mit Abständen von 0.1 m erstellt wurde (Abb. 170). Durch die engmaschige

Rippenfiguration im Chor entstehen viele Störungen. Der Verlauf des Gewölbescheitels zwischen den beiden Jochen zeigt jedoch deutlich, dass die Joche hier keine Kuppeln bilden, sondern als Tonne ausformuliert sind. Dies wird noch klarer, wenn man den zugrundeliegenden Laserscan betrachtet (Abb. 171): Sowohl die Gewölbekappen im Chor als auch im Langhaus wurden hier klar als Tonnengewölbe mit Stichkappen ausgebildet. Der Höhenschichtenplan des Langhausgewölbes zeigt auch wieder regelmässige, gerade verlaufende Schichten in den Stichkappen und in den angrenzenden Rautenfiguren; der Scheitelbereich läuft anschliessend flach zu. Hier sei nochmals an die Rippenfiguration des Langhausgewölbes erinnert, da im Höhenschichtenplan ersichtlich wird, warum die Figuration im dreidimensionalen Raum anders zu wirken scheint als im Grundriss. Die Geometrie der Gewölbeform verläuft ebenfalls entlang des in der Planung der Rippen definierten Hilfsrasters, wobei die verschiedenen Felder steiler oder flacher verlaufen, je nach Position. Die gedrückt wirkenden Rauten verlaufen so an die Stichkappen anschliessend eher steil, wobei die Figurationen im Scheitel flacher ausgebildet werden.

Die Tonnenform des Langhausgewölbes zeichnet sich auch deutlich am Extrados ab (Abb. 172). Die Stärke der Gewölbekappen lässt sich in Stierva gut an dem Heiliggeistloch im Langhaus messen (Abb. 173). Am Gewölbescheitel beträgt die Stärke

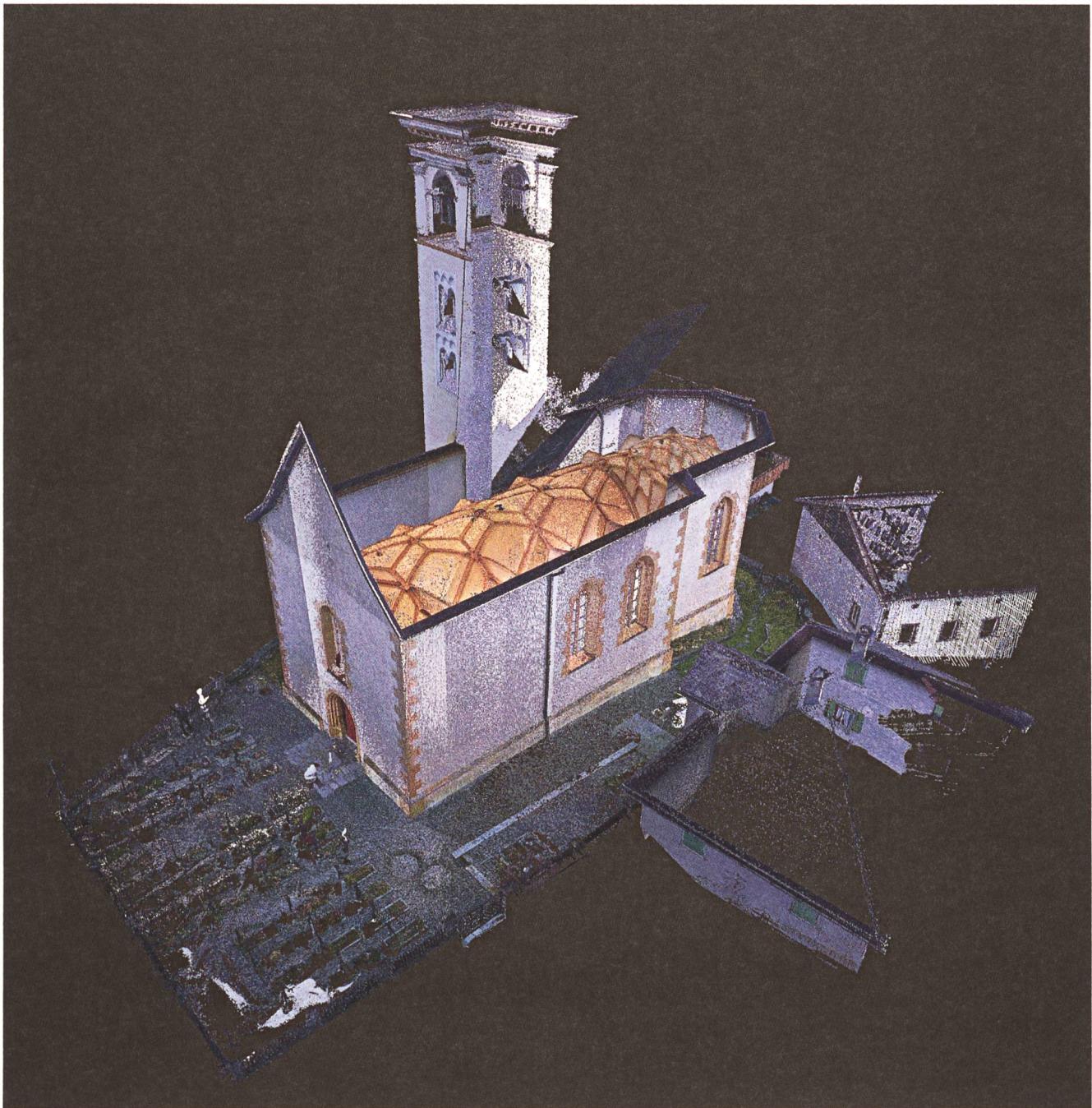


Abb. 171: 3D-Laserscan der Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva.

ca. 30 cm, womit die Kappen gleich stark wie in der ref. Kirche von Thusis sind. Bei einer lichten Weite von knapp 8 m ergibt das Verhältnis zwischen Spannweite und Dicke der Kappen einen Wert L/t von 26.667, womit auch hier von einer «Thin Shell» gesprochen werden könnte. Ebenfalls im Dachraum wird anhand einer Rötelinschrift (vgl. Abb. 172) auch ersichtlich, dass es sich wohl nicht mehr um das originale Dachwerk der Spätgotik handelt, sondern um eine Konstruktion von 1762, die in jüngster Zeit nochmals verstärkt wurde. Die Inschrift ist nur noch schwer zu entziffern; die

erste Hälfte besagt jedoch: «Ao: 1762 d 6 st Jully hat [...]», wobei leider der zweite Teil, der vielleicht den Namen des Zimmermeisters enthielt, nicht mehr lesbar ist. Am Westgiebel finden sich dann auch in das Mauerwerk eingelassene Holzbalken, die nicht zur heutigen Konstruktion gehören. Warum das Dachwerk erneuert wurde oder ersetzt werden musste, lässt sich zum jetzigen Stand der Forschung nicht erklären.



Abb. 172: Blick auf den Extrados und ins Dachwerk der Pfarrkirche von Stierva nach Westen.
Im Detail unten die Rötelinschrift von 1762.

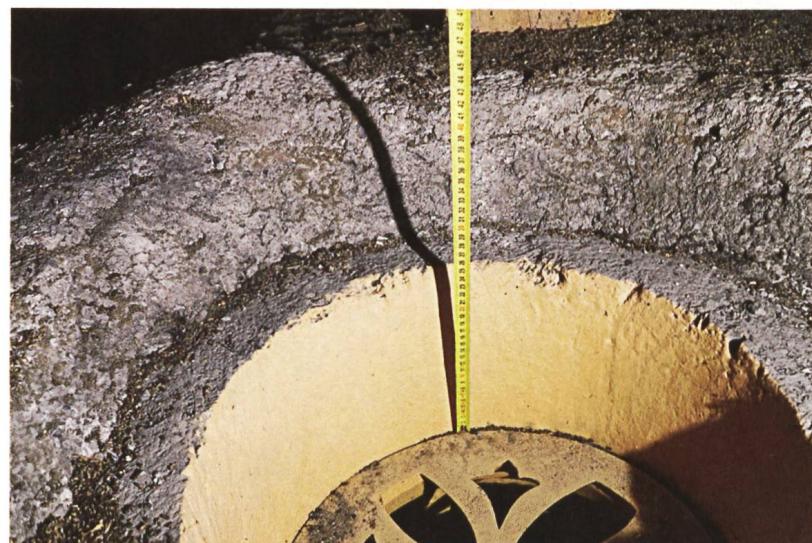


Abb. 173: Blick in die Gewölbekappe an einem Heilgeistloch im Langhaus der Pfarrkirche von Stierva.

4.2.3. Einordnung

Die Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva verkörpert wie keine andere Kirche das Streben nach Autonomie und den Stolz ihrer Gemeinde in der Spätgotik. Auch heute noch wirkt die Kirche im Verhältnis zur Grösse des Dorfes riesig, und die Konstruktion ihrer Gewölbe birgt die Quintessenz der spätgotischen Baukunst. Die Form und Planung der Rippenfiguration hebt sich dabei vom restlichen spätgotischen Baubestand in Graubünden deutlich ab – abgesehen vom ebenfalls besonderen Gewölbe in der Hieronymuskapelle im Domdekanat in Chur.

Die Planung und Ausführung der Gewölbe verweist somit auf einen Meister, der nicht aus dem Umfeld der regionalen Baumeister stammte und neue Einflüsse von aussen nach Graubünden brachte, die sich nach dem abrupten Ende der spätgotischen Bauphase jedoch nicht weiterverbreiten konnten. Zum jetzigen Forschungstand kann die Urheberschaft der Kirche nicht genauer belegt werden, einzig die Anwesenheit eines Lo-

renz Höltzli aus Innsbruck darf aufgrund des bischöflichen Fiskalbuchs als erwiesen gelten – ob dieser Lorenz Höltzli aber als Meister oder nur als Steinmetz eines Bautrupps hier tätig war, geht aus den Quellen nicht klar hervor. Bis zum Auffinden neuer Quellen ist daher keine gesicherte Zuschreibung möglich.

Das Fehlen einer eindeutigen Urheberschaft soll die Qualität der Gewölbekonstruktionen jedoch nicht schmälern. Die Gewölbe zeigen für Graubünden einzigartige Figurationen, deren Komplexität sich auch mit herausragenden Exemplaren in Süddeutschland oder Österreich vergleichen lässt. Dass die Planung und Ausführung der Gewölbekonstruktionen in Stierva trotzdem so zwanglos erfolgten, spricht für die Kompetenz und die Erfahrung des Meisters. Eine Einordnung in den spätgotischen Bestand Graubündens ist wegen der Singularität der Pfarrkirche St. Maria Magdalena nur unzureichend möglich. Derweil lässt diese Kirche erahnen, was bei einer Weiterführung der spätgotischen Bautätigkeiten noch alles möglich gewesen wäre.

Renovat: AD 1907.



IN HANNO BOGATAC

H

Schlosskirche



4.3. Reformierte Kirche St. Florinus, Ramosch

Urkundlich erwähnt wurde der Ort Ramosch erstmals als «in vico Remusciae» im Jahr 930, verschiedene Funde und Befunde bei Grabungen in den Jahren 1956 bis 1958 belegten jedoch bereits eine Präsenz der spätbronzezeitlichen Laugen-Melaun-Kultur,³⁶ wohl durch die Nähe zum Reschenpass als natürliche Nord-Süd-Verbindung. Durch die bevorzugte Lage war die Gegend um Ramosch/Remüs im Unterengadin also bereits seit dem 14. oder 13. Jahrhundert v. Chr. besiedelt.

Die Lage im äussersten Teil des Unterengadins wurde der kleinen Ortschaft Ramosch jedoch im späten 15. Jahrhundert zum Verhängnis, als sich hier Gefechte während des Hennen- und des Schwabenkriegs abspielten. 1475 wurde die Burg Tschanüff von den Habsburgern bei einem Vergeltungsfeldzug angezündet. Die Auseinandersetzungen des Schwabenkriegs führten 1499 dann dazu, dass die Burg von den Bündnern erneut angezündet wurde, damit sie nicht den Österreichern in die Hände fiel. Bei dieser Taktik der verbrannten Erde erlitt wahrscheinlich auch das Dorf schwere Beschädigungen, und die Kirche von Ramosch wurde beraubt oder sogar komplett zerstört.³⁷ Während der Bündner Wirren wurde die Gegend um Ramosch im Jahr 1622 erneut Schauplatz von Kämpfen, wobei die Burg Tschanüff von den Glarner Truppen in Brand gesetzt wurde. Die Burg wurde zwar wieder aufgebaut, nach 1780 jedoch aufgegeben und dem Verfall überlassen, weshalb heute nur noch eine Ruine westlich von Ramosch nahe dem Eingang zum Val Sinestra auf einem Felssporn thront.

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert verging kaum ein Jahr, ohne dass sich in Graubünden ein Dorfbrand ereignet hätte, und auch die Geschichte von Ramosch war in dieser Zeit von Feuer und Verwüstung geprägt. Am 11. April 1822 brannten 99 Häuser und der Dachstuhl der Kirche ab, wobei der Brand von spielenden Kindern verursacht worden sein soll. Am 16. Juli 1880 ereignete sich ein weiterer Grossbrand, der fast alle Häuser, die Schule, das Postamt und Teile der Kirche zerstörte. Auf den Tag genau ein Jahr später, am 16. Juli 1881, brannte es erneut, und neun der 13 noch erhaltenen Häuser wurden zerstört.³⁸

³⁶ FREI (1958), S. 41–43.

³⁷ SENNHAUSER (2003), S. 147.

³⁸ CAVIEZEL (1998), S. 83 sowie S. 94–95.

Nach dem Grossbrand von 1880 wurde das Schadensbild amtlich aufgenommen, was wiederum die Grundlage für eine digitale Rekonstruktion des Dorfbildes in einer Diplomarbeit der Geographin Christina Papandreu war.³⁹ Eines der Probleme der Rekonstruktion war dabei die Kirche, beziehungsweise der Kirchturmhelm, der auf einer direkt nach dem Brand von 1880 entstandenen Fotografie noch zu sehen war (Abb. 175) und möglicherweise erst 1881 zerstört wurde. Wie das Dorf Ramosch erlebte also auch die ref. Kirche St. Florinus (Abb. 176) eine bewegte Geschichte, die im Folgenden aufgezeigt werden soll, bevor dann die Gewölbekonstruktionen des letzten spätgotischen Grossbaus in Graubünden im Fokus stehen.

4.3.1. Baugeschichte

Die Kirche von Ramosch trug das Patrozinium des hl. Florinus, dessen Körper dort aufbewahrt sein soll. Florinus von Remüs, nach der deutschen Bezeichnung für Ramosch, oder Florinus von Matsch, nach seinem möglichen Geburtsort, wurde in der Petruskirche von einem Priester namens Alexander ausgebildet. Nach einem von Florinus bewirkten Weinwunder wurde er selbst zum Priester geweiht und trat später die Nachfolge des Priesters Alexander an. Nach seinem Tod an einem 17. November wurde seine Beisetzung hinter dem Petrusaltar von weiteren Wundern begleitet.⁴⁰ Bereits ab dem 10. Jahrhundert entwickelte sich so im Bistum Chur eine Verehrung des Heiligen, was sich in einer ganzen Reihe von Kirchen mit Florinus-Patrozinium in Graubünden und im Vinschgau äusserte.⁴¹

Die erste Erwähnung einer Kirche in Ramosch findet sich in einer Schenkungsurkunde vom 9. Ap-

³⁹ PAPANDREOU (2010), S. 193–198.

⁴⁰ BERNHARD (2006), S. 36. Die Angaben zum Leben des hl. Florinus entstammen der «Vita S. Florini», die jedoch erst im 12. Jahrhundert entstand. Bernhard entwickelt auf den folgenden Seiten 36–53 eine schlüssige Abhandlung zu Geschichte und Legende rund um die historische Person des Florinus.

⁴¹ Ebd., S. 54–55. Interessanterweise finden sich vor allem in der Spätgotik viele kirchliche Neubauten mit dem Patrozinium des hl. Florinus sowie viele Altäre, Fresken und Plastiken. Zum Beispiel zeigt auch der Schnitzaltar in der Alten Pfarrkirche St. Maria in Lantsch/Lenz den hl. Florinus von Remüs.



Abb. 175: Die erste Fotografie von Ramosch, von einem unbekannten Fotografen, entstand nach dem Dorfbrand von 1880. Der Kirchturm besitzt hier noch seinen ursprünglichen Turmhelm, der wohl beim Dorfbrand trotzdem beschädigt worden war und anschliessend ersetzt werden musste.



Abb. 176: Die Florinuskirche in Ramosch mit ihren niedrigen, abgesteppten Strebebefestlern von Norden gesehen.

ril 930, als König Heinrich I. der Florinuskirche die Kirche von Sent schenkte und einem gewissen Priester Hartbert den Besitz beider Kirchen bestätigte – die Kirche von Ramosch war zu diesem Zeitpunkt also eine königliche Eigenkirche.⁴² Dieser Priester Hartbert war es auch, der den Florinuskult im Unterengadin etablierte. Nun wäre es denkbar, dass die Kirche unter Priester Hartbert ihr neues Patrozinium des hl. Florinus erhielt und zuvor bereits eine ungewisse Zeit unter dem Patrozinium des hl. Petrus bestanden hatte. Gegen einen offiziellen Wechsel des Patroziniums spricht indes, dass eine Petruskapelle noch 1178 im Besitz des Klosters Marienberg im Vinschgau erscheint.⁴³ Aus den erhaltenen Urkunden wird somit nicht deutlich, ob die Florinuskirche aus der Petruskirche hervorging oder ob es sich um einen zweiten Neubau handelte.

Die Anfänge der heutigen Kirche konnten zwischen 1966 und 1967 durch Grabungen belegt werden, die zusammenfassend von Hans Rudolf Sennhauser publiziert wurden.⁴⁴ Bereits die erste Kirche war ein stattlicher Dreiapsidensaal von 14.1×18.1 m (Abb. 177) mit einem ca. $5.7\text{--}5.9$ m breiten Südannex und durchgängig ca. 0.7 m Wandstärke; Sennhauser datiert diesen Bau ins 8. oder 9. Jahrhundert.⁴⁵ Im 10. oder 11. Jahrhundert, also vielleicht während der Amtszeit von Priester Hartbert, wurde ein Nordannex mit den Massen 5.8×21.8 m sowie ein 2.8 m tiefer Narthex angebaut, während der Südannex weiter unterteilt wurde.⁴⁶ Die Form der ergrabenen ersten

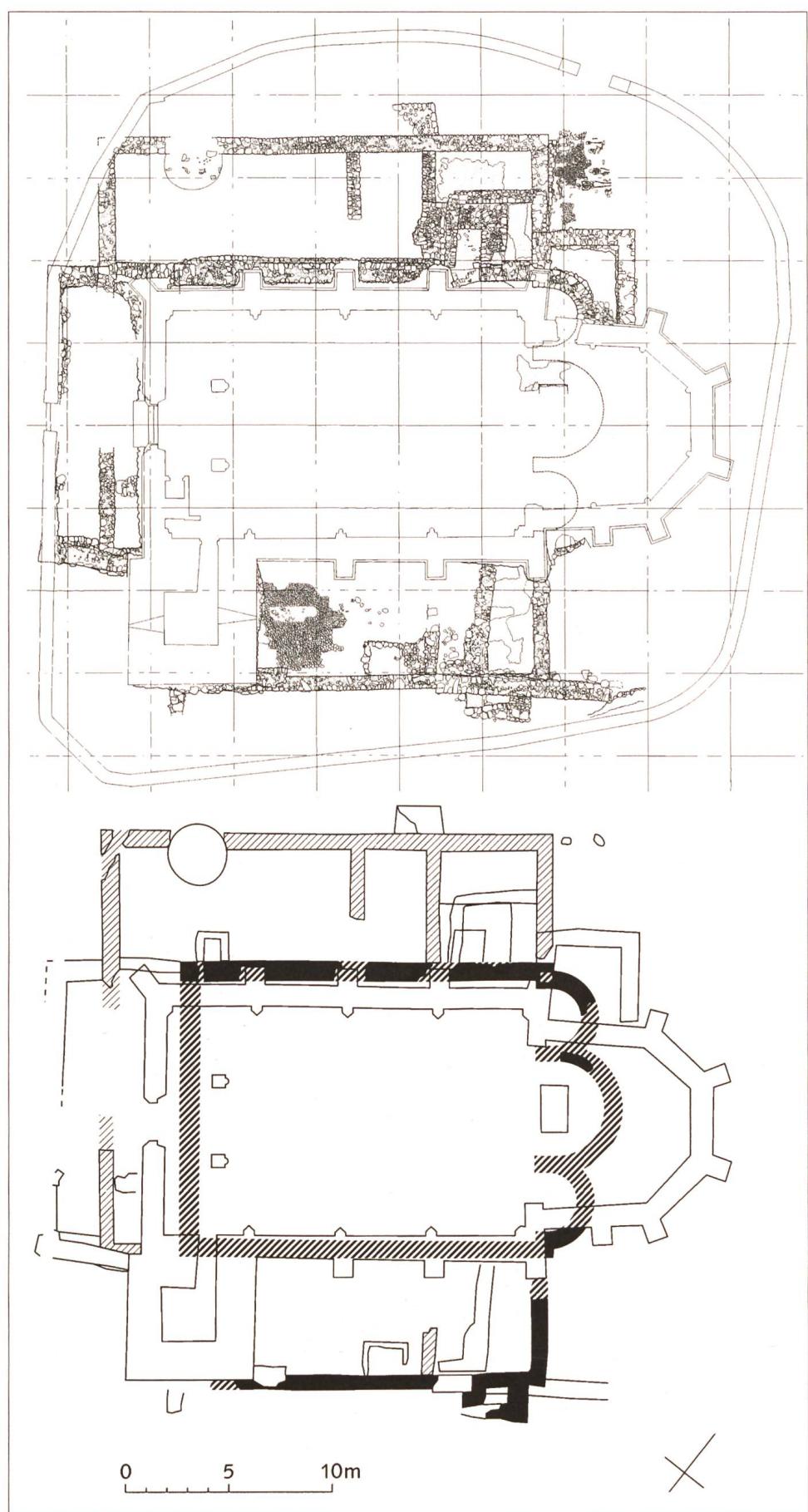


Abb. 177: Grabungs- und Bauphasenplan der Florinuskirche nach Befunden der Grabung von 1967/68 nach H. R. Sennhauser.

⁴² BUB I, Nr. 100, S. 81–82.

⁴³ BUB I, Nr. 399, S. 294–296. Hier S. 295: «capellam sancti Petri in vico Ramusse».

⁴⁴ SENNHAUSER (2003), S. 147–149.

⁴⁵ Ebd., S. 147 und S. 149.

⁴⁶ Ebd., S. 149.

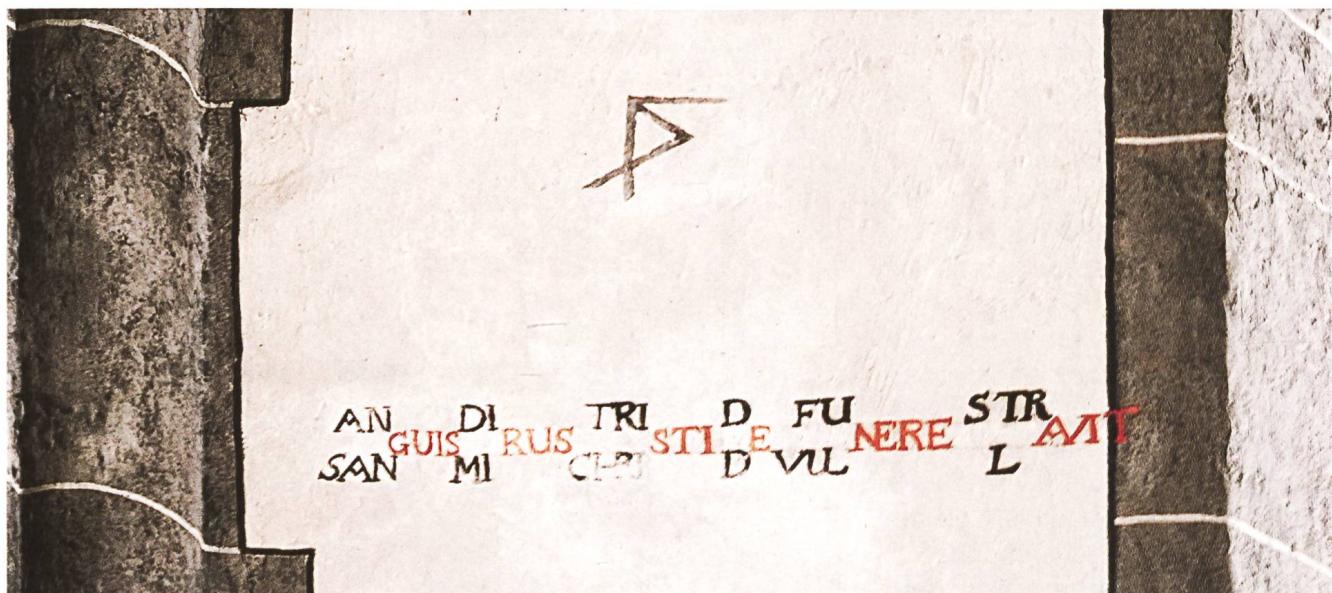


Abb. 178: Inschriften am Chorbogen der Florinuskirche; unten Detail des Meisterzeichens und der Vexierinschrift an der linken Chorbogenwand.

Kirche und ihrer späteren Anbauten lässt die Hypothese zu, dass es sich hier um eine Wallfahrtskirche, vielleicht sogar um ein Kloster, gehandelt hat; die Urkunden schweigen dazu jedoch ebenfalls.

Die karolingische Dreapsidenkirche bestand wohl bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, bis sie 1499 beraubt und vielleicht zerstört wurde. Bereits am 19. März 1500 verlangte das Bistum Chur im Namen der Kirchgemeinde von Ramosch von den Regenten und dem Rat von Innsbruck «das sy inen Sant Florins haitum wider antwurten mit

dem priester, anzöger dis brifs, gar früntlich»⁴⁷ – also dass die von Tirolern entwendete Florinus-Reliquie zurückgegeben werden sollte. Der Wiederaufbau des Gotteshauses jedoch zog sich noch einige Jahre hin, und erst am 17. Juni 1522 wurde der Neubau der Florinuskirche von Bernhard von Puschlav vollendet (Abb. 178). Neben der Jahreszahl am Chorbogen unterhalb des Wappens von Bischof Paul Ziegler fand sich im frühen 20. Jahr-

⁴⁷ JECKLIN Fritz (1898b), S. 137.

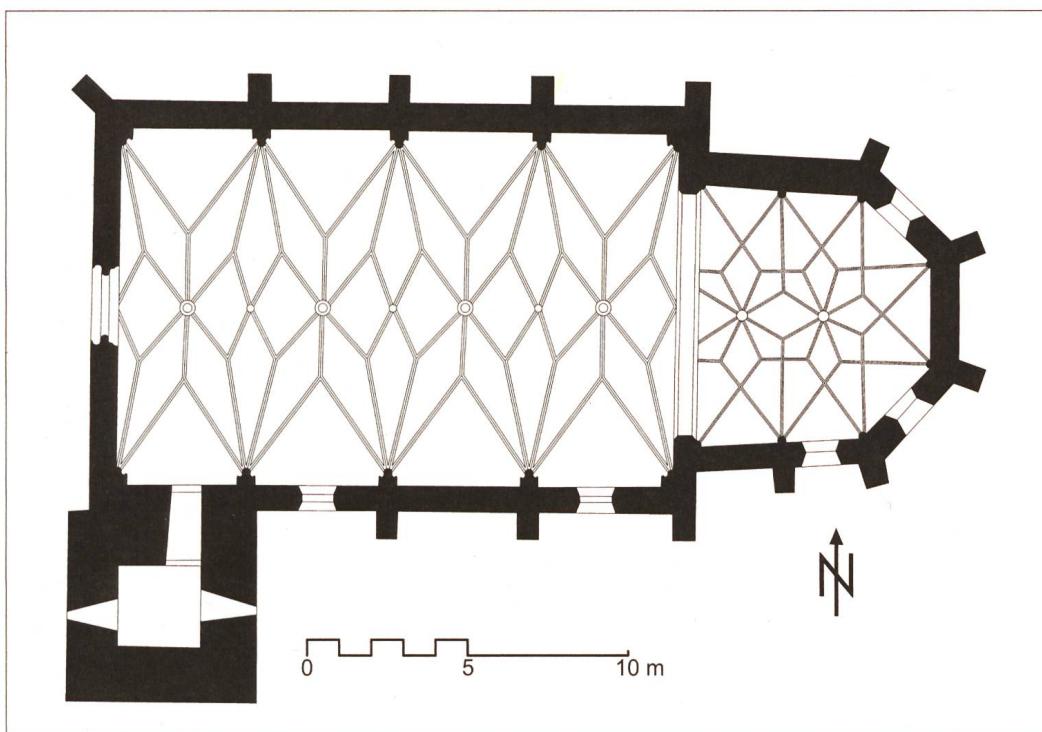


Abb. 179: Grundriss der ref. Kirche St. Florinus in Ramosch aus Laser-scans und tachymetrischen Messungen erstellt.

hundert neben der Empore noch eine weitere in den Putz geritzte Inschrift mit dem genauen Datum, die heute verdeckt ist, jedoch glücklicherweise von Poeschel abgeschrieben wurde: «1522 die 17 Juny finita est ec(c)lesia ad honorem s(an)cti flurini gub(ertus) salix.»⁴⁸ Unterhalb des Steinmetzzeichens von Meister Bernhard an der nördlichen Chorbogenseite findet sich eine Vexierinschrift (vgl. Abb. 178), die von Poeschel bereits aufgelöst und den Renovationsarbeiten von 1907 zugeschrieben wurde: «Anguis dirus tristi de funere stravit | Sanguis mirus Christi de vulnere lavit». ⁴⁹

Der Neubau der Florinuskirche fand auf den Fundamenten des Vorgängerbaus statt (vgl. Abb. 177), möglicherweise sogar unter Weiterverwendung der südlichen Langhausmauern, da diese die gleiche Stärke von knapp über 0.7 m besitzen, wie schon die Dreapsidenkirche aufgewiesen hatte – die nördlichen Langhausmauern sind mit knapp

über 0.8 m leicht stärker dimensioniert. Aus der Grabung und dem sichtbaren Bestand kann eine Weiterverwendung der früheren Mauern jedoch nicht belegt werden. Der spätgotische Neubau der Florinuskirche ist leicht schmäler und länger als der Vorgängerbau und zeigt einen dreiseitig geschlossenen Chor, dessen Seitenwände sich nach Osten leicht verjüngen (Abb. 179). Die heutige Kirche präsentiert sich als präzises Abbild dieser spätgotischen Bauphase, wobei im Kircheninnern eine einzigartige Raumwirkung besteht, die bereits Poeschel bewundernd erwähnte:

«Die Kirche von Remüs insbesondere ist in der breiten Kraft ihrer Erscheinung vielleicht die am meisten bündnerische unserer spätgotischen Sakralbauten und scheint aus dem gleichen Massen- und Raumgefühl hervorgegangen, das später dann im Engadiner Haus und seinem Sulèr die imposantesten Formen unseres Wohnbaus geschaffen hat.»⁵⁰

⁴⁸ POESCHEL (1937–45), Bd. 3, S. 446–447. «gubertus salix» bezieht sich auf einen Gubert von Salis.

⁴⁹ Ebd. S. 447, Fussnote 1. Die zweite, mittlere Zeile wird dabei zusammen mit der ersten und der dritten Zeile gelesen. In der eingeritzten Inschrift in der Florinuskirche fehlt jedoch das jeweils erste Wort in Zeile 1 «Quos» und in Zeile 3 «Hos». Korrekt wäre also «Quos anguis dirus tristi de funere stravit, hos sanguis mirus Christi de vulnere lavit», was ungefähr mit «Diejenigen, die von der gefürchteten Schlange mit traurigem Tod niedergestreckt wurden, hat das wundersame Blut Christi von ihrer Wunde gereinigt» übersetzt werden kann.

Am Chorbogen werden Renovationsarbeiten durch einen Jakob Johann Walser um 1750 belegt, wobei die sich darüber befindliche Inschrift «H.W. Anno 1805 S.A.I.A.G.» mit dem Monogramm

⁵⁰ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 98. Als Sulèr bezeichnet man in einem typischen Engadinerhaus einen Vorraum im Erdgeschoss, der gleichzeitig als Durchfahrt für die Pferdekarren direkt zur Scheune diente.

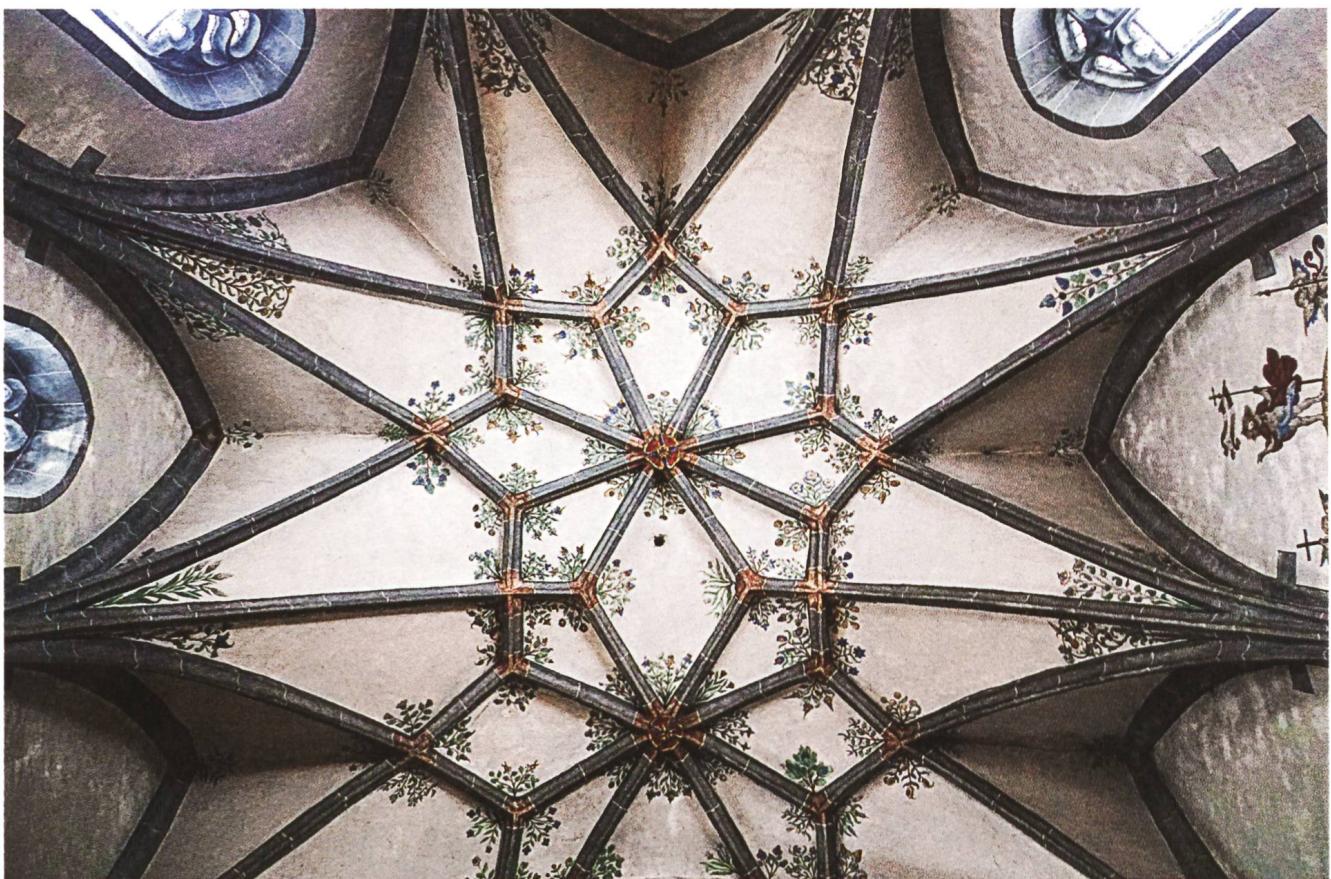


Abb. 180: Detailaufnahme des Haspelsterngewölbes im Chor der Florinuskirche von Ramosch.

«I.F.H.M» auf eine zweite Renovationsphase verweist (vgl. Abb. 178). Eine weitere Restaurierung muss nach dem Dorfbrand von 1880 stattgefunden haben, bei dem auch der Turm und die Glocken beschädigt wurden, wonach der Turmhelm durch einen Holzaufbau ersetzt worden war, der 1926 nach Plänen von Nicolaus Hartmann wieder zurückgebaut wurde, jedoch auf einem Foto bei Poeschel noch zu sehen ist⁵¹ – der von Hartmann restaurierte Turmhelm entspricht in seiner Form dem originalen Helm, der auf der nach dem Dorfbrand entstandenen Fotografie noch zu sehen ist (vgl. Abb. 175). Drei der heutigen Glocken wurden 1882 gegossen, wobei zwei weitere 1974 hinzukamen. Die spätgotischen Wandmalereien und Verzierungen in den Gewölben wurden 1907 und 1908 von Christian Schmidt restauriert, der wohl auch die Vexierinschrift an der linken Chorbogenwand unterhalb des Meisterzeichens anbrachte.

Speziell zu erwähnen sind die Familienstühle mit Klappsitzen und flachen Schnitzereien, die alle Jahreszahlen zwischen 1670 und 1680 zeigen. Die Florinuskirche bietet heute Platz für 450 Personen,

womit sie nach der Pfarrkirche St. Martin und noch vor der ref. Kirche von Thusis die zweitgrösste spätgotische Kirche in Graubünden ist.

4.3.2. Gewölbekonstruktion

Während die frühen selbstständigen Sakralbauten von Meister Bernhard noch schwerfällige und nicht sonderlich sorgfältige Gewölbe zeigen, finden sich in der ref. Kirche St. Florinus in Ramosch äusserst präzise Rippenconfigurationen. Meister Bernhard wuchs in seinem Hauptwerk, das gleichzeitig das Ende der spätgotischen Bauphase einlautete, über sich hinaus und vollbrachte bei der Einwölbung der sehr breiten Kirche eine Meisterleistung, die im Folgenden genauer betrachtet werden soll.

Im Chor (8.0 × 8.1 m), der sich vom Chorborgen zum Chorschluss hin leicht verjüngt, findet sich ein Haspelsterngewölbe (Abb. 180) aus einfach gekehlnen Rippen, deren rot markierte Kreuzungs- und Schlusssteine sich farblich von den dunkelgrauen Rippenwerkstücken abheben. Die Kappenflächen zeigen spätgotische florale Verzierungen, wie sie im Engadin öfters noch erhalten sind – passend dazu wurden die Schlusssteine als

⁵¹ POESCHEL (1937–45), Bd. 3, S. 443, Abb. 444.

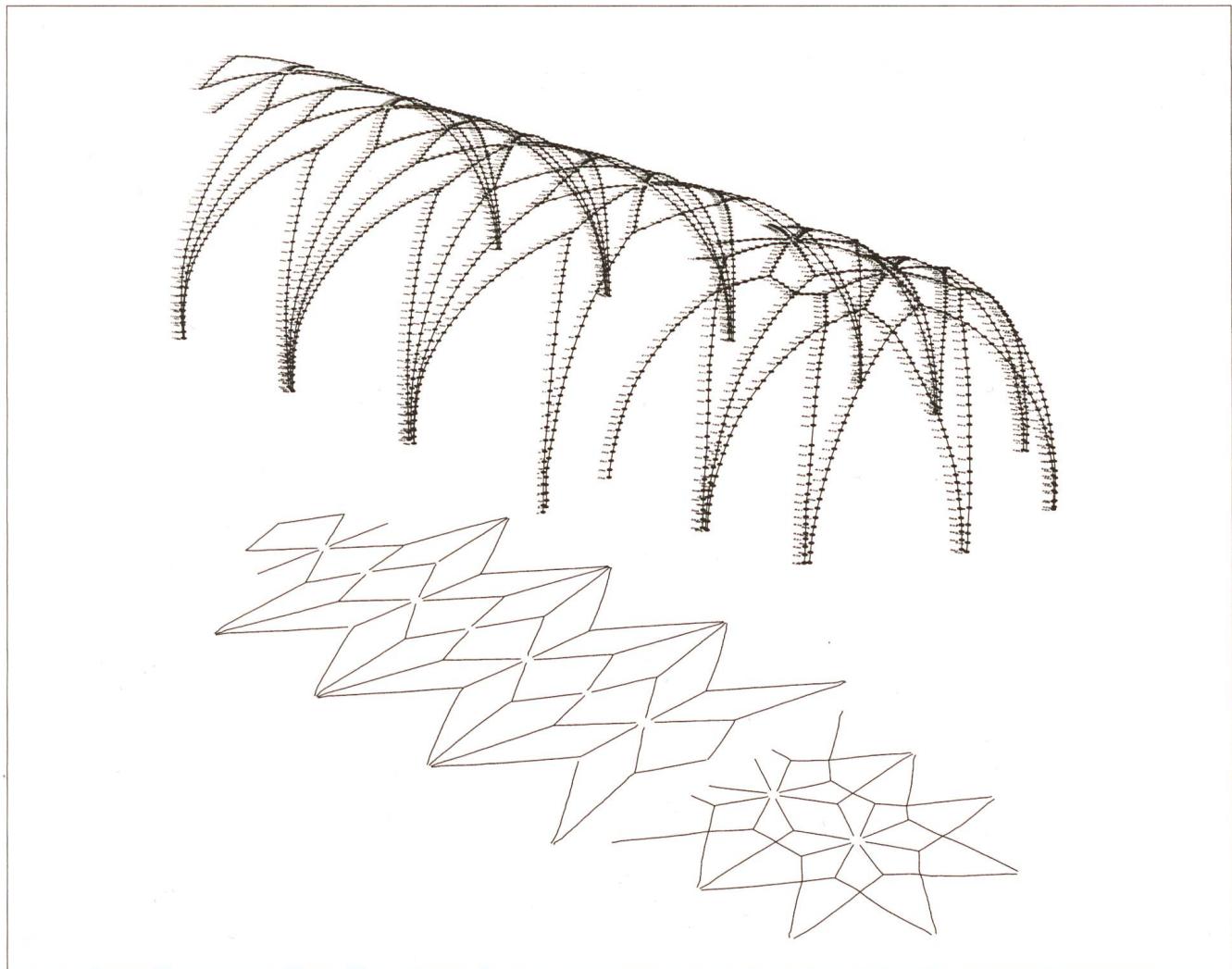


Abb. 181: Tachymetrisches Aufmass der Gewölberippen in der ref. Kirche St. Florinus.

Blüten konzipiert. Da das Unterengadin seit jeher eine kalktuffreiche Region⁵² war, wurden auch die Gewölberippen, die Dienste und inneren Streben sowie das Eingangsportal aus Kalktuff hergestellt. Auffallend ist im Chorgewölbe, dass die einzelnen Rippenwerkstücke bei einer Länge von 1 bis 2 Werkschuh eher kurz sind, was jedoch den Versatz der Werkstücke erleichtert hat.

Wie bei allen vorangegangenen Fallstudien wurde auch in der Florinuskirche von Ramosch die Rippengeometrie mit einem reflektorlosen Tachymeter und insgesamt 1998 Einzelmessungen aufgenommen (Abb. 181). Da es sich im Chor um ein Haspelsterngewölbe handelt, lag die Ver-

mutung nahe, dass auch hier mit einem äusserst präzisen Einheitsradius gearbeitet wurde, wie bereits in der Regulakirche oder in der Stiftskirche von Poschiavo nachgewiesen werden konnte. Insgesamt konnten 14 komplette Rippenzüge vom Anfänger bis zum Schlussstein analysiert werden, die im Durchschnitt einen Radius von 4.21 m oder 14 Werkschuh ergaben. Die Mittelabweichung ist mit 0.0158 m eindeutig und belegt die bewusste Anwendung eines Einheitsradius von 4.2 m. Auffallend ist im Chorgewölbe der Florinuskirche jedoch, dass die Punkte grössere Abweichungen von bis zu 0.06 m vom berechneten Radius aufweisen – im Durchschnitt aller 677 Einzelmessungen entsteht so eine Standardabweichung von 0.022 m, was im direkten Vergleich mit den bereits analysierten Haspelgewölben um den Faktor 4 höher ist. Die Abweichungen entstehen hier durch leichte Knicke an den Kreuzungssteinen, bevor die Rippenzüge zum Schlussstein hin verlaufen, wobei diese Liernen vom Kreuzungs-

⁵² DE QUERVAIN (1979), S. 155. Die Gegend um Tarasp besitzt sogar reiche Vorkommen an Travertin, was eine besonders fest beschaffene Form des Kalktuffs ist. Travertin konnte durch seine Festigkeit sogar für den Bau von Treppenstufen verwendet werden. Die Steinmetzarbeiten in der Florinuskirche von Ramosch wurden jedoch aus Kalktuff und nicht aus Travertin hergestellt.

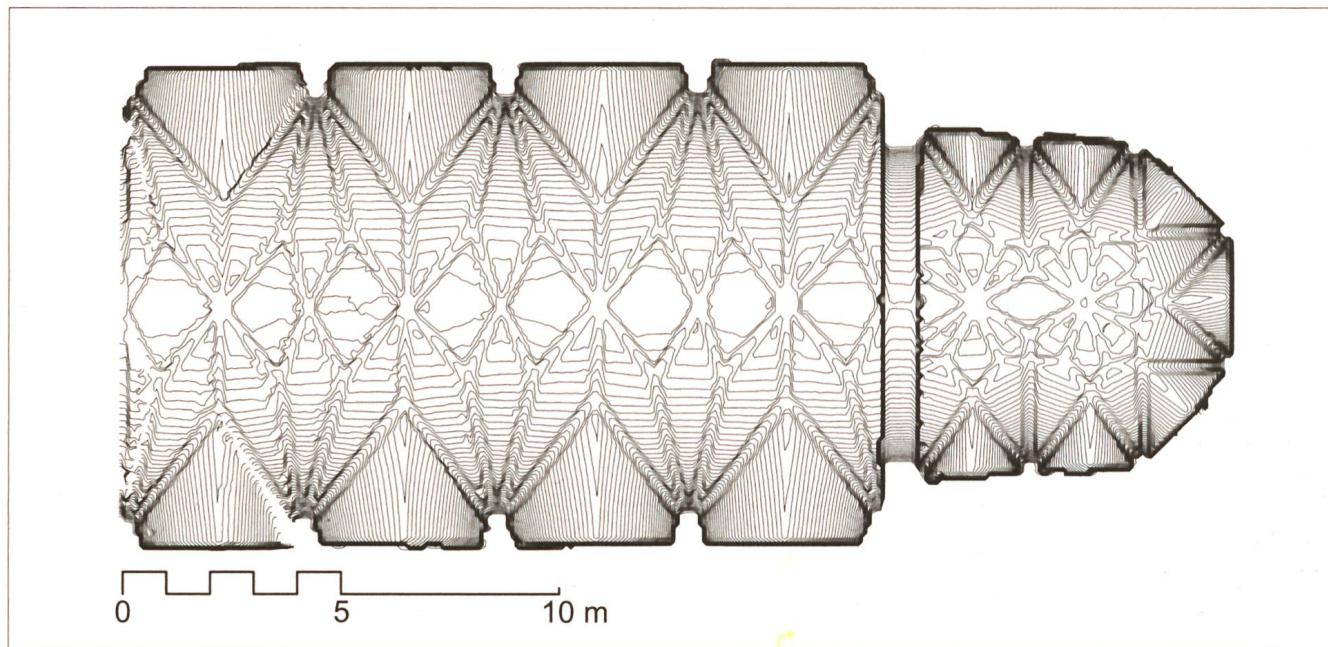


Abb. 182: Höhenschichtenplan des Gewölbeintrados in der Florinuskirche in Abständen von 0.1 m.

zum Schlussstein hin nun flacher verlaufen als in vergleichbaren Haspelgewölben. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um einen Fehler in der Planung oder in der Ausführung des Chorgewölbes, sondern um eine bewusste Entscheidung: Das Haspelsterngewölbe wurde in Ramosch nicht als jochgebundenes, kuppeliges Gewölbe geplant, sondern zeitgemäß als Tonnengewölbe mit Stichkappen. Dies ist schon im tachymetrischen Aufmass ersichtlich, wird jedoch im erstellten Höhenschichtenplan (Abb. 182) noch deutlicher. Im Vergleich mit den Haspelsterngewölben in der Regulakirche (vgl. Abb. 125) und in der Stiftskirche San Vittore Mauro in Poschiavo (vgl. Abb. 134) zeichnet sich die Abweichung im Scheitelbereich, also zwischen Kreuzungs- und Schlussstein deutlich ab, da in Ramosch die Schichten hier fast parallel verlaufen. Die trotzdem sichtbare leichte Krümmung wird dabei durch die Rippen verursacht; die Tonnenform wird in der Raute zwischen den beiden Schlusssteinen jedoch deutlich, da sich an dieser Stelle durch das Fehlen einer durchlaufenden Gurtrinne der Verlauf der Gewölbekappen offenbart.

Im Langhaus (17.3×11.5 m) findet sich ein Rautengewölbe (Abb. 183), das durch die Proportionierung der Joche fast identisch mit dem Langhausgewölbe der ref. Kirche von Thusis ist (vgl. Abb. 105 und Abb. 110). Wie im Chorgewölbe zeigt auch das Langhausgewölbe florale Verzierungen sowie figurierte Schlusssteine mit dem Wappen des Gotteshausbundes, mit Darstellungen des

hl. Florinus oder dem Haupt Christi. Durch die Ähnlichkeit zu den bereits analysierten Gewölben lässt sich auch hier die Geometrie der Rippenzüge bereits erahnen. Zur Überprüfung wurden im Langhausgewölbe insgesamt 1321 Punkte mit einem reflektorlosen Tachymeter eingemessen und ausgewertet (vgl. Abb. 181). Auch im Langhaus der Florinuskirche gab es starke Abweichungen, die durch den weiteren Verlauf der Rippenzüge nach den Kreuzungssteinen zur Bildung der Rauten entlang des Scheitels verursacht wurden. Wie bereits in Thusis wurden zur Analyse der Bogenradien ebenfalls nur die Tierceronrippen von den Anfängern bis zum jeweiligen Kreuzungsstein berücksichtigt, während die daran anschliessenden Liernen zu kurz für eine exakte Berechnung waren. Insgesamt konnten jedoch zwölf Tierceronrippen berechnet werden, die im Durchschnitt einen einheitlichen Bogenradius von 5.402 m mit einer Mittelabweichung von nur 0.0086 m ergaben. Auch die maximale Abweichung eines Punktes von durchschnittlich 0.0218 m und die durchschnittliche Abweichung aller Punkte vom berechneten Radius von 0.0097 m verweisen auf die äußerst präzise Ausführung des Langhausgewölbes.

Auch im Langhausgewölbe zeichnet sich klar ein Tonnengewölbe ab (vgl. Abb. 182), wobei sich die aufsteigenden Kappenschichten fast parallel zu den Seitenwänden entwickeln. Bemerkenswert ist hierzu, dass die Gewölbe im Langhaus und Chor auf der gleichen Höhe verlaufen, weshalb der Gewölbescheitel von West nach Ost



Abb. 183: Detailaufnahme des Langhausgewölbes der Florinuskirche von Ramosch.



Abb. 184: Blick auf den Extrados des Langhausgewölbes der Florinuskirche von Ramosch.

nur durch den Chorbogen unterbrochen wird. Im Dachraum zeichnet sich die Tonnenform des Langhausgewölbes klar ab (Abb. 184), wobei durch die eingebauten Bodenbretter die Sicht auf den Extrados erschwert ist und daher kein zusammenhän-

gendes Überblicksbild des gleichhohen Scheitelverlaufs in Langhaus und Chor gemacht werden konnte. Weiter zeichnet sich die Tonnenform der Gewölbekappe auch im Chor nochmals besonders klar ab (Abb. 185).

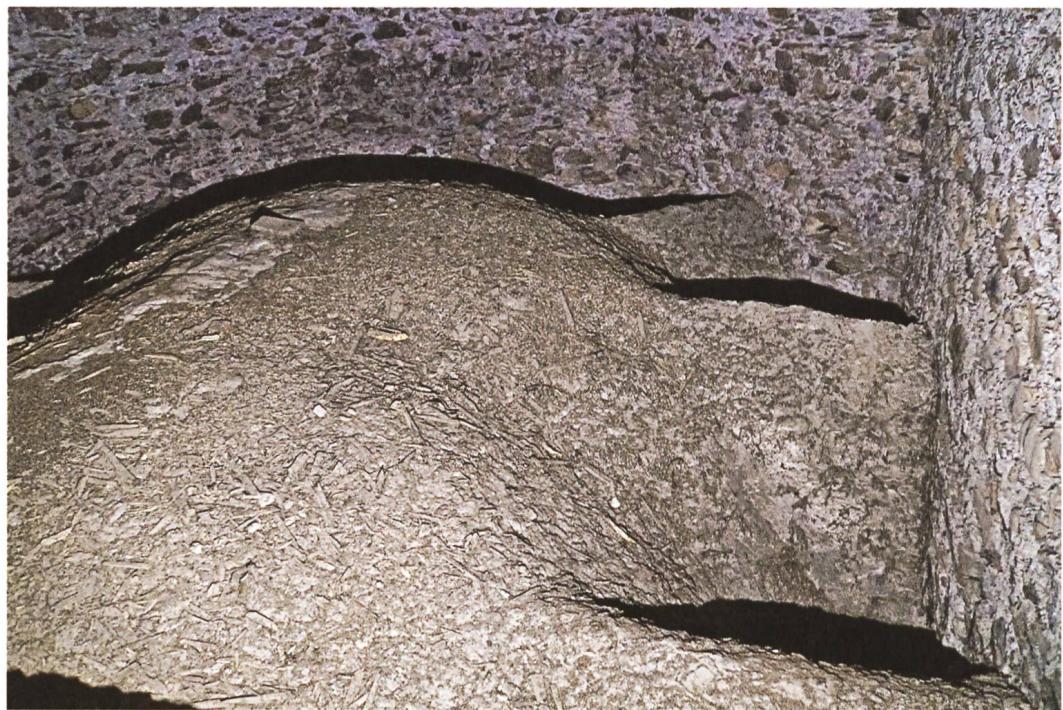


Abb. 185: Detail des Chorgewölbeextrados der Florinuskirche.

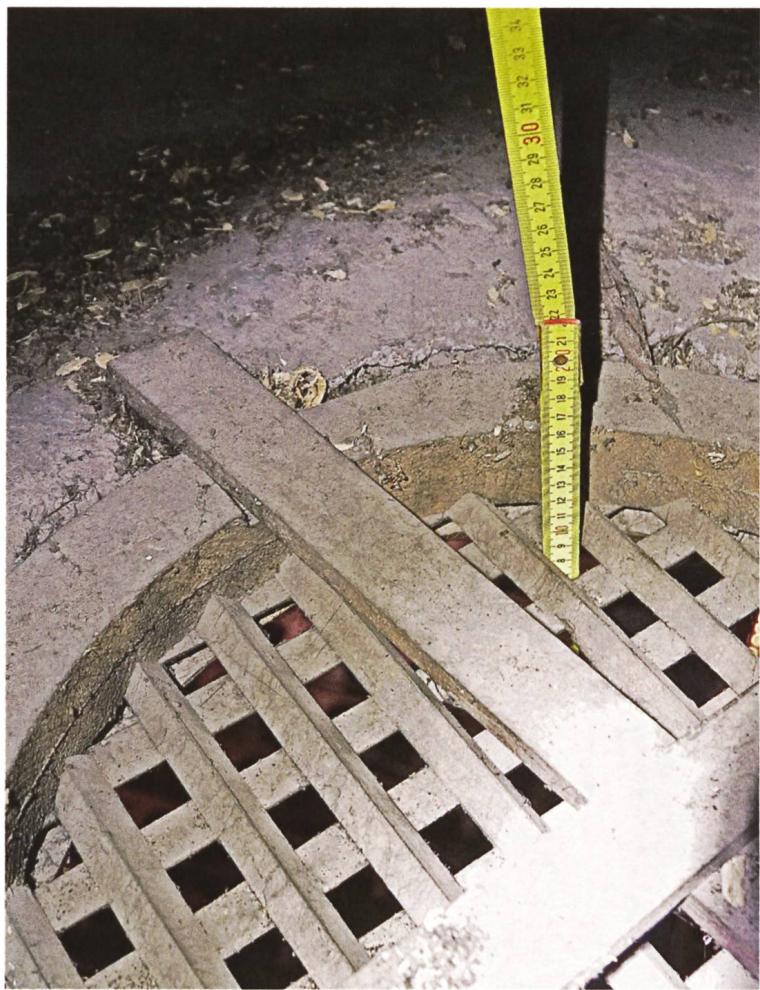


Abb. 186: Die Stärke des Langhausgewölbes an einem Heiliggeistloch gemessen – die Stärke von 0.2 m wurde mit Messungen aus dem Innenraum der Kirche abgeglichen.

Die konstante Scheitelhöhe in Chor und Langhaus ist nicht das einzige bemerkenswerte Detail der Florinuskirche von Ramosch. Die zweite Überraschung versteckt sich in den Kappen selbst, die wie gewohnt aus Bruchstein mit Mörtel auf Schalung gegossen oder geworfen wurden. Ein vergittertes Heiliggeistloch im Langhaus gewährt dabei einen der seltenen Blicke in die Gewölbekappe hinein (Abb. 186), womit auch die Kappenstärke gemessen werden kann. Behilflich ist dabei das Gitter, dessen Tiefe vom Kircheninnenraum mit einem Distometer ausgerechnet werden kann: Nach Abzug der verschiedenen Distanzen zu den Kappen und zum Gitter ergibt sich im Scheitel eine erstaunlich geringe Gewölbestärke von nur gerade 0.2 m. Die spektakuläre Leichtigkeit des Tragwerks wird verdeutlicht, wenn sie in Relation mit der lichten Weite des Langhauses von 11.5 m gesetzt wird. Das Verhältnis zwischen Spannweite ($L = 11.5 \text{ m}$) und Kappenstärke ($t = 0.2$) für das Langhausgewölbe der Florinuskirche ergibt einen Wert L/t von 57.5, womit hier das leichteste Tragwerk der Spätgotik in Graubünden zu finden ist. Natürlich sind die Gewölbekappen am Scheitel am dünisten und die Kappenstärke nimmt nach unten zu,⁵³ weshalb der Wert L/t nur einem ungefähren Richtwert entspricht.

Die Leichtigkeit der Gewölbe macht sich auch in den stützenden Bauteilen bemerkbar. Die

⁵³ UNGEWITTER / MOHRMANN (1892), S. 112–113.

Wände der Florinuskirche sind mit einer Stärke von maximal 0.85 m für die Lichtweite von 11.5 m zu knapp dimensioniert. Ausgeglichen wird dies grösstenteils durch die äusseren Strebepfeiler, die den Wandquerschnitt an den Stellen mit den grössten Schubkräften bereits auf ca. 1.6 m vergrössern. Die inneren Strebepfeiler sind zwar nicht übermässig dimensioniert, erweitern den Wandquerschnitt jedoch nochmals auf insgesamt knapp 2 m. Damit lässt sich der Schub dieses leichten Bruchsteingewölbes bereits problemlos ausgleichen. Dies wurde auf die Probe gestellt, da mindestens beim Dorfbrand von 1880 das Dach der Kirche vollständig zerstört wurde (vgl. Abb. 175), womit die Auflast auf die Seitenwände zeitweise verloren ging.

Die äusseren Strebepfeiler reichen nicht bis unter das Dach, wie in Poschiavo, Sent oder Lantsch/Lenz beobachtet werden kann, sondern enden nach zwei Dritteln der Wandhöhe (vgl. Abb. 176). Die Positionierung der äusseren Streben wurde bewusst so gewählt, dass sich das obere Ende der Stützen auf einer Höhe knapp über den Gewölbeanfängern im Innenraum befindet, womit der Schub ideal abgeleitet werden kann.⁵⁴ Indem die Strebepfeiler nicht bis unter das Dach weitergeführt wurden, konnte das eingesparte Baumaterial und die Arbeitszeit effizienter eingesetzt werden. Mit ihrer abgesteppten Form erinnern die Strebepfeiler an die typische Bauform aus dem Umfeld von Andreas Bühler, beispielsweise an die Strebepfeiler der Stiftskirche von Poschiavo, der Klosterkirche von Cazis oder der Kirche San Lurenh in Sent. Wie bei diesen beiden Vergleichsbeispielen findet sich auch in Ramosch an der nordwestlichen Ecke ein schräggestellter Strebepfeiler, der an der Ecke im Südwesten fehlt, da hier direkt der Turm angrenzt.

4.3.3. Einordnung

Der letzte spätgotische Grossbau in Graubünden war gleichzeitig auch die zweitgrösste Kirche der gesamten Bauphase. Bereits der karolingische Vorgängerbau der ref. Kirche St. Florinus in Ramosch besass stattliche Masse und diente als Wallfahrtskirche für den im Hochmittelalter verbreiteten Florinuskult. Der Neubau der Kirche von Ramosch nach der wahrscheinlichen Zerstörung im Zuge der Ereignisse während des Schwaben-

kriegs orientierte sich an den Dimensionen des Vorgängerbaus und dessen Erweiterungen. Der für den 1522 vollendeten Neubau verantwortliche Meister Bernhard von Puschlav schuf hier nicht nur sein reifstes Werk, sondern in Bezug auf die Bautechnik und Konstruktionsweise ein mit dem mitteleuropäischen zeitgenössischen Niveau vergleichbarer Sakralbau.

Bereits Poeschel bewunderte die Raumwirkung der Florinuskirche von Ramosch, ohne genau sagen zu können, woraus dieser Eindruck entstand; Poeschel verglich die Kirche sogar mit den wunderbaren Engadinerhäusern, deren Eindruck ihrem massiven Erscheinungsbild entspringt. Der Raumeindruck in der Florinuskirche entsteht wohl zu grossen Teilen dank ihrer Grösse und Breite, andererseits aber auch durch die Ausführung und Ausformulierung der Gewölbekonstruktionen. Sowohl das Chor- als auch das Langhausgewölbe sind hier als Tonnengewölbe mit Stichkappen ausgeführt, was seit um 1500 zum festen Repertoire der spätgotischen Baumeister in Graubünden gehörte. In Ramosch wurden die Gewölbe jedoch auf der gleichen Höhe gebaut, was zuvor in Graubünden noch in keiner Kirche zu sehen war – in Stierva ist das Gewölbe im Langhaus sogar leicht höher als das Chorgewölbe. Durch den breiten Chor und die dadurch sehr schmale Chorbogenwand entsteht hier ein offener Raumeindruck, wie er sich sonst nur in den grossen Hallenkirchen oder Kathedralen zu entfalten vermag.

Die Florinuskirche zeigt in ihren Gewölben eine wahre Retrospektive der spätgotischen Gewölbekunst. Die Rippenfiguren weisen vor allem mit dem Haspelstern und dem Rautenmuster auf die Anfänge der Bauphase und auf die frühen Sakralbauten von Meister Steffan; die Ausführung als Tonnengewölbe überführt die Figuren dann aber in eine dem Geist der Zeit entsprechende Form und interpretiert so in einem geometrischen Spiel die bekannten Figuren neu. Dieser leichte Umgang mit etablierten Formen passt sowohl zum Werk von Meister Bernhard als auch in das Verständnis des frühen 16. Jahrhunderts. Die Florinuskirche steht so am Ende einer Entwicklung, die mit Steffan Klain ihren Anfang nahm und sich ein halbes Jahrhundert lang entfalten konnte.

⁵⁴ HEYMAN (1995), S. 55–62.

4.4. Zusammenfassung

Der intensive Baubetrieb hielt auch in der dritten Bauphase ungebrochen an und erreichte im frühen 16. Jahrhundert nochmals eine Steigerung im gebauten Volumen. Dieser Anstieg wurde nur kurzzeitig vom eidgenössischen Pavierzug 1512 unterbrochen und erreichte danach wieder ein ähnliches Level wie zuvor. In den 18 Jahren zwischen 1507 und 1525 entstanden so insgesamt 34 Kirchen auf dem Gebiet des heutigen Kantons Graubünden, wobei auffallend ist, dass die Mehrheit dieser 34 Kirchen Neubauten waren und die Anzahl der Umbauten im Vergleich zur vorherigen Bauphase abnahm.

Obwohl Meister Andreas noch mindestens bis 1512 aktiv blieb, waren es junge Meister, welche die dritte Phase prägten. Einige davon sind heute namentlich nicht mehr bekannt, anderen können wegen fehlender Steinmetzzeichen oder Inschriften keine Bauwerke gesichert zugeschrieben werden. Die Ausnahme davon bildete Meister Bernhard von Puschlav, der wahrscheinlich unter Steffan Klain und Andreas Bühler zum Steinmetz ausgebildet wurde. Meister Bernhard wirkte danach selbstständig ausschliesslich im Engadin. Gleichsam ein Abbild der spätgotischen Bauphase in Graubünden selbst, waren seine konstruktiven Fähigkeiten anfangs noch ungelassen, entwickelten sich aber bemerkenswert schnell weiter, wie es Poeschel bereits treffend formuliert hat: «Diese Unbekümmertheit hinsichtlich der rein handwerklichen Qualität nun hat er auch später nie ganz verloren, dafür aber eine ausgeprägte eigene Art entwickelt, die ihn von dem zurückhaltenden Klain und dem leichten und phantasievollen Bühler deutlich unterscheiden.»⁵⁵

So blieb auch die Kunst des Gewölbebaus im frühen 16. Jahrhundert nicht einfach stehen, sondern entwickelte sich nochmals grundlegend weiter. Die prägnanteste Weiterentwicklung war dabei die Ausformulierung der Gewölbe als Tonnen gewölbe mit Stichkappen, was sich zwar schon vor 1500 abgezeichnet hat, deren Evolution jedoch in der dritten Phase mit aller Konsequenz vorangetrieben wurde. Diese Entwicklung fand in den zwei letzten spätgotischen Grossbauten, der kath. Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva und der ref. Kirche St. Florinus in Ramosch, ihren Höhepunkt und Abschluss. Die Form der Tonnengewölbe mit

Stichkappen verschwand danach jedoch nicht aus dem Katalog der Baumeister, sondern wurde zu einer Grundlage des barocken Kirchenbaus – auch in Graubünden fand das Tonnengewölbe nach den Bündner Wirren seinen Weg zurück in den Formenkanon der barocken Sakralbauwerke.

Nicht nur die Form der Gewölbe entwickelte sich in der dritten Phase weiter, sondern auch ihre konstruktive Ausführung. Um die Form eines Tonnengewölbes zu erreichen, mussten auch die Rippenconfigurationen entsprechend geplant und ausgeführt werden. Für die Rippenconfigurationen in den Langhäusern war dies keine grosse Umstellung, denn schon die frühen Langhausgewölbe, beispielsweise in der Martinskirche, näherten sich der Tonnenform an. Schwieriger war die Planung der Chorgewölbe, die zuvor eher jochgebundene, kuppelige Formen zeigten. Um dieses Problem zu meistern, entstand in Stierva eine neue Figuration mit kurzen Rippenwerkstücken, die je nach Position im Rippenmuster verschiedene, jedoch in sich einheitliche Bogenradien aufweisen. Im Chorgewölbe der Florinuskirche wurde dagegen die bekannte und häufig angewendete Figuration eines Haspelsternengewölbes für die Aufgabe auf eine Tonnenform adaptiert. Bemerkenswert ist hierbei, dass die Rippen trotzdem mit einem Einheitsradius hergestellt werden konnten. Die Formänderung betraf vor allem die Bereiche zwischen den Jochen, was durch den Verzicht auf eine durchlaufende Gurtrippe jedoch einfach ausgeglichen werden konnte. Zusätzlich finden sich Knicke an den Kreuzungssteinen, die im Scheitel den Haspelstern bilden, wobei die anschliessend zum Schlussstein hin verlaufenden Liernen leicht flacher ausgebildet wurden. Mit dem flacheren Verlauf zum Scheitel hin konnte die Tonnenform zwischen den Jochen durch die Ausbildung der Gewölbekappen auf einer stabilen Schalung einfach ausgeglichen werden. In Ramosch nehmen diese Gewölbekappen dabei in Bezug auf ihre Stärke eine extreme Konstruktionsform an, denn mit nur gerade 0.2 m Stärke am Scheitel findet sich hier wohl das leichteste spätgotische Tragwerk in Graubünden.

Sowohl die kath. Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva als auch die ref. Kirche St. Florinus in Ramosch versinnbildlichen noch einmal die bautechnische Fähigkeit und Kreativität der Baumeister, die sich über die gesamte spätgotische

⁵⁵ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 96.

Bauphase hinweg weiterentwickelte und bis zu den letzten Bauwerken immer weiter steigerte. Die beiden beeindruckenden Kirchen in Stierva und Ramosch bilden somit nicht nur einen würdigen Abschluss der spätgotischen Baubewegung in Graubünden, sondern stehen exemplarisch für

den Willen von drei Generation an Baumeistern, Steinmetzen und verschiedener Kirch- und Gerichtsgemeinden, deren Zusammenspiel diese intensive Schaffensperiode grundlegend prägte und die Jahrzehntelange konstante Weiterentwicklung überhaupt erst ermöglichte.



Abb. 187: Innenansicht der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur.